



Leseprobe

Victoria Aveyard

Das Reich der Klingen - Realm Breaker 2

Roman - Epische High-Fantasy: Die deutsche Ausgabe der TikTok-Sensation „Blade Breaker“

»Diese Lektüre wird Leser*innen nach mehr verlangen lassen.« *Kirkus Reviews*

Bestellen Sie mit einem Klick für 20,00 €



Seiten: 624

Erscheinungstermin: 24. August 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

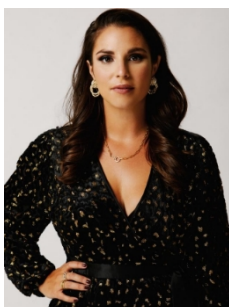
Zum Buch

Die TikTok-Sensation BLADE BREAKER auf Deutsch: Die Fortsetzung der epischen High-Fantasy-Saga von Platz 1-SPIEGEL-Bestsellerautorin Victoria Aveyard!

Ein Knappe ohne Herrn, eine verstoßene Assassinin, ein trauernder Unsterblicher sowie eine uralte Magierin – sie alle stehen an der Seite der Frau, die dazu auserkoren wurde, die Welt zu retten. Aber Corayne, die Tochter eines gefallenen Helden, ist weit davon entfernt, ihre Rolle als Retterin zu akzeptieren. Dabei ist es ihre eigene Familie, die das Reich Allwacht zu zerstören droht. Doch was Corayne nicht ahnt: Eine weit tödlichere Macht ist im Begriff, ihre Heimat Allward zu verschlingen und jeden Funken Hoffnung für immer auszulöschen. Und das wird Corayne niemals zulassen ...

Packende Magie, tiefgründige Figuren und tödliche Wendungen – die perfekte Lektüre für die nächste Generation an Tolkien-Fans.

Victoria Aveyards epische »Realm Breaker«-Saga:1. Das Reich der Asche2. Das Reich der Kligen3. Das Reich der Spindeln



Autor

Victoria Aveyard

Die Schriftstellerin und studierte Drehbuchautorin Victoria Aveyard, geboren in Massachusetts, wuchs mit *Der Herr der Ringe*, *Star Wars*, *Indiana Jones*, *Harry Potter* und *LOST* auf. Ihre erste eigene Fantasywelt

Victoria Aveyard
Das Reich der Klugen

Die Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel »Blade Breaker« bei HarperTeen, an imprint of HarperCollins Publishers, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2022

Copyright der Originalausgabe © 2022 by Victoria Aveyard

Published by Arrangement with Victoria Aveyard c/o
NEW LEAF LITERARY & MEDIA, INC., 110 West 40th Street,
Suite 2201, NEW YORK, NY 10018 USA

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2022 by
Penhaligon in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Karte: Francesca Baraldi © & TM 2021 Victoria Aveyard. All rights reserved.

Redaktion: Jennifer Jäger

Umschlaggestaltung: Anke Koopmann | Designomicon nach der
Originalvorlage von Harper Collins US

Umschlagdesign: Sasha Vinogradova

BL · Herstellung: MR

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7645-3274-1

www.penhaligon.de

Denjenigen, die sich biegen, ohne zu brechen

1

Keine andere Wahl als den Tod

Corayne

Die Stimme klang wie am Ende eines langen Ganges, fern und immer leiser werdend, schwer auszumachen. Aber dennoch ließ sie sie erbeben, war ebenso sehr ein Klang wie ein Gefühl. Sie drang ihr in jeden einzelnen Knochen. Selbst ihr Herz hämmerte im Rhythmus der schrecklichen Stimme. Corayne kannte die Worte, die diese Stimme sprach, nicht, und dennoch verstand sie ihren Zorn.

Seinen Zorn.

Verschwommen fragte sich Corayne, ob das nun der Tod war oder nur ein weiterer Traum.

Das Brüllen des Lauernden rief durch die Dunkelheit nach ihr, haftete sogar dann noch an ihr, als warme Hände sie zurück ans Licht zogen.

Corayne blinzelte und sog Luft in die Lunge, während die Welt um sie herum wieder Gestalt annahm. Sie saß bis zur Brust im Wasser, dessen kräuselnde Oberfläche wie ein verunreinigter Spiegel das Bild des Oasenstädtchens zurückwarf.

Die Oase Nezri war einst prächtig und schön gewesen, reich an grünen Palmen und kühlem Schatten. Die Dünen ringsum zogen sich wie ein goldenes Band um den Horizont. Das Königreich Ibal erstreckte sich in alle Richtungen, mit den roten Klippen der Marjeja im Süden und den Wellen des Aljer und der Langen See im Norden. Nezri war eine Pilgerstätte, rings um einen heiligen Teich und den Tempel der Lasreen errichtet, die Gebäude weiß und mit grünen Ziegeln gedeckt, die Straßen breit genug für Wüstenkarawanen.

Jetzt waren diese breiten Straßen von Kadavern zusammen-

gerollter Schlangen und Leichen gefallener Soldaten verstopft. Corayne kämpfte eine Welle des Ekels nieder, wandte den Blick aber nicht ab, sondern ließ ihn über die Trümmer wandern. Sie suchte nach der Spindel, dem goldenen, nadeldünnen Faden, der eine Sturzflut von Wasser und Ungeheuern ausspie.

Aber von der Spindel war nichts zurückgeblieben. Nicht der leiseste Abglanz.

Nichts erinnerte mehr an das, was eben noch hier gewesen war. Nur die zertrümmerten Säulen und der zerstörte Dammweg wiesen noch auf das Vernichtungswerk des Kraken hin. Und, wie Corayne nun bemerkte, die blutigen Überreste eines Fangarms, säuberlich von dem Ungeheuer abgetrennt, als es in sein eigenes Reich zurückgezwungen worden war. Der Tentakel lag wie ein umgestürzter alter Baum inmitten der Pfützen.

Sie schluckte mühsam und musste würgen. Das Wasser schmeckte nach Fäulnis und Tod und nach der Spindel, von der nun nichts mehr geblieben war. Außerdem schmeckte sie Blut. Das Blut galländischer Soldaten, das Blut von Seeschlangen aus einer anderen Welt. Und natürlich auch ihr eigenes Blut. So viel Blut, dass Corayne Angst bekam, womöglich darin zu ertrinken.

Aber ich bin die Tochter einer Piratin, schärfte sie sich mit hämmerndem Herzen ein. Im Geiste sah Corayne ihre Mutter, die bronzehäutige, schöne Meliz an-Amarat, grinsen.

Wir ertrinken nicht.

»Corayne«, ließ sich eine Stimme erschreckend sanft vernehmen.

Sie schaute auf und sah Andry vor sich aufragen. Auch er war voller Blut. Es verschmierte seinen Uniformrock und den vertrauten blauen Stern.

Mit bangem Blick musterte Corayne ihn und suchte Gesicht und Gliedmaßen nach irgendeiner schrecklichen Verletzung ab. Ihr fiel wieder ein, dass Andry erbittert gekämpft hatte, nicht minder ein Ritter als all die Soldaten, die er an diesem Tag getötet hatte. Im nächsten Moment begriff sie, dass das Blut nicht

sein eigenes war. Seufzend spürte sie, wie die Last auf ihren Schultern etwas leichter wurde.

»Corayne«, sagte Andry noch einmal und schob seine Hand in ihre.

Ohne nachzudenken, umklammerte sie fest seine Finger und zwang sich, sich mit zitternden Beinen aufzurichten. In seinen Augen schimmerte Besorgnis.

»Alles bestens mit mir«, stieß Corayne hervor, wenngleich sie eher das Gegenteil fühlte.

Auch wenn ihr Körper nun das Gleichgewicht wiederfand, wirbelten ihre Gedanken immer noch wild umher, und die Eindrücke der vergangenen Minuten fluteten erneut über sie hinweg. *Die Spindel, die Seeschlangen, der Krake. Valtiks Zauber, Doms Raserei. Mein eigenes Blut auf der Schneide des Schwertes.* Erneut schnappte sie nach Luft und versuchte, sich zu konzentrieren.

Andry ließ seine Hand auf ihrer Schulter liegen, bereit, sie aufzufangen, sollte sie umkippen.

Doch das würde Corayne nicht.

Sie drückte den Rücken durch. Ihr Blick flog zu der Spindelklinge hin, zwei Handbreit tief in verpestetem Wasser, wo sie im Spiel von Schatten und Sonnenlicht glänzte. Die Strömung strich über das Schwert hinweg, bis der Stahl selbst zu tanzen schien. Eine Gravur in der alten Sprache einer lange untergegangenen Welt zog sich über die ganze Länge der Klinge. Corayne konnte weder die Schrift lesen noch die Wörter aussprechen, die dort standen. Wie immer lag deren Bedeutung knapp außerhalb ihrer Reichweite.

Dann tauchte Coraynes Hand hinab und schloss sich um den Griff der Spindelklinge. Das Schwert löste sich spritzend aus dem Wasser, kalt und triefend. Kurz stockte ihr Herz. Da war kein Blut auf dem Schwert, nicht mehr. Aber sie sah es dennoch. Den Kraken, die Seeschlangen. Und die galländischen Soldaten, die sie selbst getötet hatte. Leben Sterblicher, die sie beendet hatte, entzweigeschnitten wie die Spindel.

Sie versuchte, nicht an die Männer zu denken, die von ihrer Hand gefallen waren. Ihre Gesichter würden trotzdem auftauchen und sie in ihren Erinnerungen peinigen.

»Wie viele?«, fragte sie mit schwacher Stimme. Corayne erwartete nicht, dass Andry verstand, was ihr da an abgerissenen Überlegungen durch den Kopf ging.

Aber ein Ausdruck von Kummer glitt ihm über die Züge, ein Schmerz, den sie kannte. Er blickte an ihr vorbei zu den Leichen in Grün und Gold hinüber. Dann schloss er die Augen und senkte den Kopf, verbarg sein Gesicht vor der Wüstensonne. »Ich weiß es nicht«, antwortete er. »Ich habe nicht vor, sie zu zählen.«

Ich habe noch nie zuvor mit eigenen Augen gesehen, wie jemandem das Herz bricht, ging es Corayne durch den Kopf, während sie Andry anblickte. Er hatte keine sichtbaren Wunden davongetragen, aber sie wusste, dass er innerlich blutete. Früher einmal war er ein galländischer Knappe gewesen, der davon geträumt hatte, ein Ritter zu werden. Und jetzt hat er galländische Ritter getötet. Er hat seinen eigenen Traum getötet.

Ausnahmsweise einmal fehlten Corayne an-Amarat die Worte, und sie wandte sich ab.

Sie betrachtete ihre Umgebung, begutachtete die Zerstörung, die sich von der Ortsmitte nach außen hin ausbreitete. Die Oase wirkte nach dem Kampf seltsam still. Fast schon hätte Corayne ein noch immer nachhallendes Echo erwartet, den Schrei eines Kraken oder das Zischen einer Schlange.

Sie hörte Valtik. Die alte Hexe irrte durch die Ruinen, summte vor sich hin und hüpfte hin und her wie ein kleines Kind. Corayne sah, wie sie sich immer wieder bückte und den Kadavern der Schlangen die Giftzähne entnahm. Einige Zähne hatte sie sich bereits in ihr langes graues Haar geflochten. Sie war nun wieder ganz das vertraute, seltsame, wunderliche Wesen, eine alte Frau mit merkwürdigen Gepflogenheiten. Aber Corayne wusste es besser. Nur Minuten zuvor hatte die alte Jüti mit ihren Zauberreimen den Kraken zurückgetrieben und einen

Weg für Corayne und die Spindelklinge frei gemacht. Die Hexe verfügte über eine gewaltige verborgene Macht, aber ob Valtik sich darum scherte oder ob sie sich überhaupt noch bewusst daran erinnerte, merkte man ihr nicht an.

So oder so, Corayne war froh, Valtik bei sich zu haben.

Die Sonne von Ibal stieg am Horizont immer höher und brannte heiß auf Coraynes Rücken. Und dann wurde es plötzlich kühl, als sich der lange Schatten einer vertrauten Gestalt über sie legte.

Sie schaute auf, und ihre Miene verdüsterte sich.

Domacridhan, unsterblicher Prinz aus Iona, war rot von den Augenbrauen bis an die Zehen, über und über mit Blut überzogen. Uniformrock und Mantel, einst so prächtig, waren völlig ruiniert, zerrissen und besudelt. Seine blasse Haut sah aus wie verrostet, und sein goldenes Haar war Opfer der Flammen geworden. Nur seine Augen waren klar geblieben, weiß und smaragdgrün, und brannten wie die Sonne über ihm. Das Langschwert drohte ihm aus der erschlafften Faust zu gleiten.

Er atmete tief und ungleichmäßig.

»Geht es Euch gut, Corayne?«, fragte Dom. Seine Stimme klang kratzend und erstickt.

»Wie steht es denn mit *Euch*?«, entgegnete Corayne.

Ein Muskel an seinem Kinn zuckte. »Ich bedürfte einer Reinigung«, murmelte er und beugte sich ins Wasser. Rote Wolken breiteten sich von seiner Haut aus.

Dazu bräuchte es mehr als nur das, hätte Corayne fast gesagt. *Was für uns alle gilt.*

Wir alle.

Corayne fuhr zusammen, und ein Stich der Furcht durchzuckte sie. Ihre Blicke flogen hin und her und suchten das Oasenstädtchen nach ihren übrigen Gefährten ab. Ihr schlug das Herz bis zum Hals. *Charlie, Siegel, Sorasa*. Sie sah und hörte nichts von ihnen, und Angst krampfte ihr den Magen zusammen. *Wir haben heute so viele Seelen verloren. Götter, lasst nicht zu, dass wir sie auch noch verlieren.* So schwer ihre eigenen Sünden

auf ihr lasteten, das Leben ihrer Gefährten wog doch noch einmal schwerer.

Bevor Corayne laut nach ihren Gefährten rufen konnte, hörte sie jemanden stöhnen.

Sie wirbelte herum; Andry und Dom standen bereits wie Wächter neben ihr.

Beim Anblick des galländischen Soldaten atmete sie erleichtert aus.

Schwer verwundet kroch er durch das Wasser, das jetzt langsam in den Sand sickerte. Herabgezogen und behindert von seinem grünen Umhang, wühlte er sich mit Händen und Füßen durch den Schlamm voran. Schaumiges Blut trat ihm auf die Lippen, die keine Worte mehr formten, sondern bloß noch ein Gurgeln ausstießen.

Lasreen erwartet ihn schon, dachte Corayne. Lasreen, die Todsgöttin. *Und sie ist nicht die Einzige.*

Sorasa Sarn verließ ihr Versteck unter den Schatten und trat mit der Anmut einer Tänzerin und der zielgerichteten Konzentration eines Falken ans Licht. Sie war nicht so blutverschmiert wie Dom, aber von ihren tätowierten Händen und dem bronzenen Dolch tropfte es scharlachrot. Ihr Blick war auf den Rücken des Soldaten gerichtet und ging keinen Moment von ihm weg, während sie ihm folgte.

»Na, lebst du noch, Siegel?«, rief sie dabei der Kopfgeldjägerin zu. Sorasa wirkte stets völlig lässig und entspannt – selbst dann noch, wenn sie einen sterbenden Mann durch das Zentrum einer belebten Stadt verfolgte.

Ein herzhaftes Lachen und das Schlurfen von Füßen antworteten von einem nahen Dach. Siegels breitschultrige Gestalt erschien. Sie kämpfte noch mit einem galländischen Soldaten in reichlich demolierter Rüstung. Er hob sein Messer, aber Siegel griff mit einem Grinsen nach seinem Handgelenk und hielt es fest.

»Die eisernen Knochen der Ungezählten lassen sich niemals brechen«, rief sie lachend und löste seinen Griff. Das Messer entglitt ihm, und sie wuchtete sich den Angreifer über die Schul-

ter. Er stieß ein protestierendes Heulen aus und hämmerte mit den Fäusten auf ihren ledernen Panzer. »Von dir kannst du das nicht behaupten.«

Es war kein tiefer Sturz, nur zwei Stockwerke, doch das Wasser war seicht. Er brach sich bei dem Aufprall das Genick.

Corayne zuckte mit keiner Wimper. Sie hatte heute schon viel Schlimmeres gesehen. Sie atmete langsam und tief aus, um sich wieder zu beruhigen.

Als hätte sie ihn heraufbeschworen, trat nun auch Charlie auf die Straße heraus. Sein Blick fiel auf den Leichnam, sein Gesicht ließ keine Gefühlsregung erkennen.

»Geh dahin in die Hände des mächtigen Syrek, Sohn Gallands, Sohn des Krieges«, sprach der abtrünnige Priester und beugte sich über den Toten.

Er fuhr mit seinen tintenfleckigen Fingern durchs Wasser und berührte die blicklosen Augen des Soldaten. Corayne wurde klar, dass Charlie ihm damit das gab, was unter den gegebenen Umständen einem frommen Begräbnis am nächsten kam.

Dann richtete Charlie sich wieder auf, das Gesicht bleich und ausdruckslos. Sein langes Haar hatte sich aus seinem Zopf befreit.

Sie leben. Sie alle.

Wir alle.

Erleichterung überkam Corayne, schnell gefolgt von Erschöpfung. Ihre Knie wurden weich, und um ein Haar wäre sie umgekippt.

Andry war schnell zur Stelle und gab ihr mit den Händen auf ihren Schultern Halt.

»Es ist alles gut«, sagte er leise.

Seine Berührung war fast schon elektrisierend, heiß und kalt gleichzeitig. Sie löste sich rasch von ihm und schüttelte den Kopf.

»Ich werde nicht um sie trauern«, stellte sie entschieden fest. »Ich werde nicht um Männer trauern, die uns ermorden wollten. Du solltest auch nicht um sie trauern.«

Andry kniff die Lippen zusammen, und seine Züge drohten sich zu verfinstern. Corayne hatte Andry Trelland noch nie zornig und verärgert gesehen, jedenfalls nicht so wie jetzt. Es tat weh, selbst wenn er nur einen kleinen Teil seiner Gefühle erkennen ließ.

»Das bringe ich nicht fertig, Corayne«, stieß er hervor und wandte sich ab.

Corayne folgte seinem Blick, und die Schamesröte stieg ihr in die Wangen. Andry schaute nun wieder zu Charlie hin, der jetzt zwischen den Leichen umherging und die toten Galländer segnete. Dann bemerkte Andry den durch den Schlamm kriechenden Soldaten.

Dem die Amhara immer noch folgte.

»Bei den Göttern, zeig einmal etwas Gnade, Sorasa«, blaffte der Knappe. »Mach ihm ein Ende.«

Die Meuchelmörderin wandte ihren Blick nicht von dem Sterbenden ab. Sie war viel zu gut ausgebildet, um einen Feind aus den Augen zu lassen, selbst wenn er so schwer verwundet war. »Tu dir keinen Zwang an, Trelland. Ich halte dich nicht auf.«

Andry schluckte, und er strich über das Schwert an seiner Seite.

»Tu das nicht«, beschwor ihn Corayne und hielt ihn am Arm fest. Sein Bizeps war hart unter ihren Fingern, fest wie ein gespanntes Seil. »Erlöse diesen Mann lieber nicht von seinem Leid, wenn es bedeutet, dass du dadurch nur ein weiteres Stück von dir selbst verlierst.«

Andry antwortete nicht, aber er runzelte die Stirn, und sein Gesicht nahm einen grimmig entschlossenen Ausdruck an. Sanft schob er Corayne zur Seite und zückte sein Schwert.

»Andry ...«, begann sie und trat einen Schritt auf ihn zu, um ihn aufzuhalten.

Dann ging ein Kräuseln durchs Wasser, und etwas spritzte. Etwas Schuppenbedecktes, sich Schlängelndes.

Corayne erstarrte mit pochendem Herzen.

Die Schlange war allein, aber immer noch tödlich.

Sorasa hielt inne. Sie beobachtete mit ihren glühenden Tiger-
augen, wie die Seeschlange ihre Kiefer weit öffnete und dem
Soldaten über den Kopf schob. Corayne konnte sich einer gewis-
sen dunklen Faszination nicht erwehren, und ihre Lippen öffne-
ten sich, als die Schlange dem Soldaten nun den Garaus machte.

Doch letztlich war es Dom, der sie beide erledigte, mit sei-
nem Langschwert Schuppen und Haut durchschneidete.

Er richtete einen zornigen Blick auf Sorasa, doch sie zuckte
nur die Schultern und winkte mit ihrer rot verschmierten Hand
ab.

Corayne drehte sich zur Seite und bedachte die beiden mit
einem Kopfschütteln.

Andry jedoch hatte sich bereits zum Gehen gewandt, und
seine Schritte glucksten im nassen Sand.

Während Sorasa und Siegel die Oase nach Überlebenden ab-
suchten, warteten die anderen draußen am Ortsrand, wo die
Steinstraßen im Sand endeten. Corayne saß auf einem vom
Wüstenwind geformten Felsblock und dankte den Göttern für
den segensreichen Schatten eines kleinen Palmenhains. Irgend-
wie war sie auch dankbar für die Hitze. Sie empfand sie als rei-
nigend.

Die anderen schwiegen. Nur das Hufscharren der Pferde
war zu hören. Andry hielt sich bei den beiden Sandstuten auf,
striegelte sie und versorgte sie, so gut er das mit dem wenigen
vermochte, was ihm zur Verfügung stand. Corayne wusste in-
zwischen, dass genau das seine Art war, mit einer Belastung fer-
tigzuwerden – sich in eine Aufgabe zu verlieren, die ihm ver-
traut war. In einem Tun, das er von seinem früheren Leben her
kannte.

Sie ließ ihren Blick über den Knappen und die Stuten gleiten
und zuckte zusammen. Es waren nur noch diese zwei Pferde üb-
rig, und nur eines von ihnen hatte noch einen Sattel.

»Die Spindel hat erbitterten Widerstand geleistet«, murmelte
Dom, der ihrem Blick gefolgt war.

»Aber wir leben noch, und die Spindel ist geschlossen«, gab Corayne zurück. Sie verzog die Lippen zu einem gepressten Lächeln. »Wir können das schaffen. Wir können es *auch weiterhin* schaffen.«

Dom nickte zögerlich, aber sein Gesichtsausdruck blieb düster. »Es wird noch weitere Pforten zu schließen geben. Weitere Feinde und Ungeheuer, die es zu bekämpfen gilt.«

Sie spürte Angst in dem Unsterblichen. Sie blitzte tief in seinen Augen auf, heraufbeschworen von einer Erinnerung. Corayne fragte sich, ob Dom vielleicht an ihren Vater dachte, an dessen verstümmelten Leichnam vor dem Tempel. Oder an etwas anderes, aus lange vergangenen Jahrhunderten, aus der Zeit, von der die Sterblichen nichts wussten.

»Taristan wird sich nicht so leicht besiegen lassen«, raunte Dom.

»Genauso wenig wie der Lauernde.« Schon die bloße Erwähnung der Höllengottheit ließ Coraynes Haut frösteln, und das trotz der Wüstenhitze. »Aber wir werden sie bekämpfen. Das müssen wir einfach. Wir haben keine andere Wahl.«

Der Unsterbliche nickte energisch. »Weder wir noch die ganze Wacht.«

Als sich Siegel und Sorasa wieder zu ihnen gesellten, war Mittag bereits vorüber, und die Sonne stand hoch am Himmel. Die Kopfgeldjägerin reinigte im Gehen ihre Axt, die Meuchelmörderin ihren Dolch.

In der Oase gab es nun keinen einzigen Feind mehr.

Die Gefährten waren die einzigen Überlebenden.

Charlie folgte den Frauen in halb gebeugter Haltung und massierte sich das Kreuz. *Da waren zu viele Tote, die es zu segnen galt*, wusste Corayne und wandte den Blick ab. Sie weigerte sich, an die Opfer zu denken. Stattdessen starrte sie finster über die grell schimmernde Wüste hinaus, Meilen um Meilen von Sand. Dann richtete sie den Blick gen Norden. Der Aljer war ganz nah, ein glänzendes Band, wo sich die große Bucht zur Langen See hin öffnete. Der Anblick ließ sie erzittern.

Was jetzt?, überlegte sie und verspürte freudige Erregung und Angst zugleich.

Sie unterzog ihre Schar einer eingehenden Musterung. Dom hatte sich gewaschen, so gut er es vermochte, und sich das nasse Haar aus dem Gesicht gestrichen. Er hatte seine zerrissene Kleidung gegen das ausgetauscht, was immer er in den verlassenen Häusern und Geschäften hatte finden können. Er sah aus wie ein Flickenteppich mit Versatzstücken aus verschiedenen Regionen, trug einen ibaletischen Uniformrock und eine bestickte Weste über seiner alten Kniehose, während ihm Stiefel und Mantel aus Iona geblieben waren. Er hatte beides mit Sand sauber geschrubbt. Und auf dem halb zerfetzten Mantel war das Hirschgeweih immer noch zu erkennen, auf den Saum gestickt. Ein kleines Stückchen Heimat, das aufzugeben er sich weigerte.

Corayne wünschte sich ihren eigenen zerlumpten blauen Umhang herbei, den sie schon lange verloren hatte. Er hatte immer nach Orangen und Olivenhainen gerochen und noch nach etwas Tieferliegendem, einer Erinnerung, die sie nicht mehr benennen konnte.

»Die Gefahr ist vorüber, Corayne«, erklärte Dom. Er hielt den Blick auf das Städtchen gerichtet wie ein Hund, der einer Witterung nachspürt. Oder auf mögliche Gefahren lauscht. Doch fand Dom weder das eine noch das andere.

In der Tat, das Wasser von Mare, der Welt jenseits der Spindel, war wieder im Sand versickert oder unter der sengenden Sonne von Ibal verdunstet. Nur in den Schatten waren einige Pfützen verblieben, zu seicht, als dass sich noch Seeschlangen darin hätten verstecken können. Jene, die Glück gehabt hatten, waren längst wieder weg, waren dem kurzlebigen Fluss hinab zum Meer gefolgt. Die übrigen kochten auf den Straßen, ihre glitschige Haut riss auf und trocknete zunehmend aus.

Was die Soldaten aus Galland betraf, so hatten Sorasa und Siegel inzwischen sämtlichen verbliebenden Feinden zur ewigen Ruhe verholten.

Corayne sah Dom mit vorgeschobenen Lippen an. Noch immer verspürte sie eine Enge in der Brust. Und da war nach wie vor der Schmerz in ihrem Herzen.

»Aber nicht für lange«, gab sie zurück und spürte die tiefe Wahrheit dieser Worte. »Das hier ist alles andere als vorbei.«

Ihre Worte hallten über die Häuser und Straßen am Ortsrand hinweg und legten sich wie ein schwerer Vorhang über sie alle.

»Ich wüsste gern, was aus den Bewohnern dieses Ortes geworden ist«, sinnierte Andry, offensichtlich einfach nur, um irgendetwas zu sagen.

»Möchtest du meine ehrliche Meinung hören?«, antwortete Sorasa und trat mit langen Schritten unter die Schatten der Palmen.

»Nein«, entfuhr es ihm sogleich.

Obwohl er noch jung war, stöhnte Charlie wie ein altes Weib, als er sich nun wieder zu ihnen gesellte. Sein verbranntes rotes Gesicht lugte unter seiner Kapuze hervor.

»Wie auch immer«, begann er, während sein Blick zwischen dem Blutbad am Boden und der erbarmungslosen Sonne am Himmel hin- und herging, »ich würde es vorziehen, schnellstens von hier fortzukommen.«

Sorasa lehnte sich mit einem breiten Grinsen im Gesicht an eine Palme. Ihre Zähne blitzten weiß vor dem Hintergrund bronzedunkler Haut. Sie zeigte mit ihrem Dolch zurück in Richtung Oase.

»Aber wir sind gerade erst mit dem Aufräumen fertig geworden«, erwiderte sie.

Neben ihr verschränkte Siegel die muskulösen Arme. Ihre Axt hatte sie sich wieder auf den Rücken gebunden. Sie nickte zustimmend und strich sich eine Locke rabenschwarzen Haares aus den Augen. Ein einzelner Sonnenstrahl drang durch die Palmwedel herab, sprenkelte ihre kupferfarbene Haut helldunkel und ließ ihre schräg stehenden schwarzen Augen aufleuchten.

»Wir sollten uns erst einmal für eine Weile ausruhen«, schlug Siegel vor. »Von Geistern geht keine Gefahr aus.«

Charlie verzog die Lippen zu einem Grinsen. »Die eisernen Knochen der Ungezählten brechen nicht, aber vielleicht werden sie ja doch mal müde?«

»Niemals«, blaffte die Kopfgeldjägerin und reckte ihre geschmeidigen Glieder.

Corayne verkniff sich ein spöttisches Schnauben. Stattdessen richtete sie sich im Schatten auf und drückte den Rücken durch. Zu ihrer Überraschung richteten sich sofort alle Blicke auf sie. Selbst Valtik, die gerade ihre gesammelten Schlangenzähne zählte, sah von ihrer Arbeit auf.

Das vereinte Gewicht ihrer Blicke lastete schwer auf ihren bereits erschöpften Schultern. Corayne versuchte, an ihre Mutter zu denken, an den resoluten Klang ihrer Stimme auf dem Deck ihres Schiffs. Unnachgiebig, furchtlos.

»Wir sollten weg von hier. In Bewegung bleiben«, erklärte sie.

Dom antwortete brummend: »Habt Ihr ein bestimmtes Ziel im Sinn, Corayne?«

Wiewohl er ein Unsterblicher war, einer der vorzeitlichen Ältesten, wirkte auch er erschöpft.

Coraynes Selbstbewusstsein schwand dahin, und sie nestelte an ihrem schmutzigen Ärmel. »Irgendwohin, wo kein Massaker stattgefunden hat«, schlug sie schließlich vor. »Erida und Taristan werden unweigerlich davon erfahren. Wir müssen weiter.«

Ein Kichern entschlüpfte Sorasas Lippen. »Von wem sollten sie es denn erfahren? Tote überbringen keine Nachrichten, und wir haben nur Tote zurückgelassen.«

Hinter Coraynes Augen blitzte etwas rot und weiß auf, eine Erinnerung ebenso wie eine körperliche Präsenz. Sie schluckte, suchte die Träume zurückzudrängen, die sie immer stärker plagten. Sie waren nun kein geheimnisvolles Rätsel mehr. *Das, was wartet. Der Lauernde*, wusste sie. *Kann er mich jetzt sehen? Beobachtet er uns? Verfolgt er mich auf Schritt und Tritt – und wird Taristan mir ebenfalls folgen?* Die zahllosen Fragen überwältigten sie, und die Richtungen, in die sie wiesen, waren zu furchteinflößend, um ihnen weiter nachzugehen.

»Ganz egal.« Corayne zwang ihre Stimme, zu Stahl zu werden, brachte ein wenig von der resoluten Kraft ihrer Mutter auf. »Ich würde, was immer wir an Vorsprung haben mögen, gern nutzen, um von hier wegzukommen.«

»Wieder geschlossen ist nur eine.« Valtiks Stimme war wie das Kratzen von Nägeln auf Eis, ihre Augen von einem leuchtenden, unwirklichen Blau. Sie stopfte Schlangenzähne in den Beutel an ihrer Hüfte. »Also Gefährten, auf die Beine.«

Der ständigen, unerträglichen Reimerei der jütischen Hexe zum Trotz, musste Corayne unwillkürlich lächeln.

»Zumindest bist du nicht gänzlich nutzlos«, erwiderte sie mit Wärme in der Stimme und nickte der alten Frau zu. »Dieser Krake würde inzwischen die Lange See terrorisieren, wenn du nicht gewesen wärest, Valtik.«

Zustimmendes Gemurmel erhob sich von den anderen, Andry ausgenommen. Sein Blick wanderte zu der Hexe hinüber, aber eigentlich war er leer und ganz weit weg. *Immer noch bei den galländischen Toten*, machte sich Corayne klar. Sie hätte ihm die Traurigkeit am liebsten mit den eigenen Händen aus der Brust gerissen.

»Könntest du vielleicht erklären, was *genau* du mit diesem Seeungeheuer aus einer anderen Welt angestellt hast?«, fragte Sorasa und zog eine ihrer dunklen Brauen hoch. Ihr Dolch glitt in seine Scheide zurück.

Valtik antwortete nicht, sondern ordnete sich vergnügt die Zöpfe neu, in die Schlangenzähne und alte Lavendelzweige eingeflochten waren.

»Ich nehme mal an, auch Kraken können ihre Verse nicht ausstehen«, kommentierte Siegel und setzte ein schiefes Lächeln auf.

Charlie feixte aus den Schatten der Palmen heraus. »Wir sollten als Nächstes einen Barden anheuern. Der würde diese Narrentruppe hübsch abrunden und mit seinem Gesang auch noch die übrigen von Taristans Ungeheuern die Flucht ergreifen lassen.«

Wenn es nur so einfach wäre, hätte Corayne am liebsten eingeworfen, im Wissen, dass es das eben ganz und gar nicht war. Aber trotzdem regte sich Hoffnung in ihrer Brust, schwach, doch immer noch lebendig.

»Wir mögen eine Narrentruppe sein«, meinte sie, halb an sich selbst gewandt, »aber wir haben immerhin eine Spindel verschlossen.«

Sie ballte die Hände zu Fäusten und stand auf, spürte nun wieder starke, kraftvolle Beine unter sich. Entschlossenheit verdrängte ihre Angst.

»Und wir können das Gleiche wieder tun«, fuhr sie fort. »Wie Valtik schon gesagt hat, wir müssen los. Ich würde sagen, wir brechen gleich auf. Richtung Norden, hin zur Langen See. Wir halten uns an der Küste, bis wir das nächste Dorf erreichen.«

Sorasa öffnete den Mund, um Einwände zu erheben, aber Dom schnitt ihr das Wort ab, einfach indem er sich von seinem Platz neben Corayne erhob. Sein Blick war auf den Horizont im Süden gerichtet, wo er die roten Umriss der Marjeja und die einst überflutete goldene Ebene ausmachte.

Corayne drehte sich um, um zu ihm hinaufzulächeln, aber das Lächeln verging ihr, als sie seinen Gesichtsausdruck sah.

Sorasa bemerkte es ebenfalls. Mit einem Sprung war sie an seiner Seite und legte sich schützend die Hand über die Augen, um seinem gebanntem Blick zu folgen. Nach einem langen Moment der Suche gab sie es auf, drehte sich wieder zu dem Unsterblichen hin und starrte finster in sein versteinert-leeres Gesicht.

»Was ist los?«, presste sie hervor.

Siegel legte die Hand auf ihre Axt, und Andry schreckte aus seinem traumähnlichen Kummer hoch und wirbelte von den Pferden weg. Charlie sandte einen Fluch in Richtung seiner Füße.

»Dom?« Mit klammem Entsetzen trat Corayne nun aus dem Schutz des Schattens und richtete den Blick ebenfalls hin zum Horizont, fand aber den grellen Widerschein von Sonne und Sand unerträglich.

Schließlich piff der Unsterbliche durch die Zähne.

»Vierzig Reiter auf dunklen Pferden. Ihre Gesichter sind verhüllt, ihre Gewänder schwarz, der Hitze angepasst.«

Sorasas Fuß versetzte dem Sand einen Tritt.

»Sie tragen eine Flagge bei sich«, zischte sie halblaut vor sich hin. »Die königlichen Farben Blau und Gold. Und – auch Silber.«

Corayne zermartete sich angestrengt das Hirn, um sich zu erinnern, kam aber nicht darauf, was diese Farben bedeuteten.

Die Meuchlerin wusste es.

»Vorreiter des Hof«, blaffte sie und sah ganz so aus, als würde sie gleich Feuer speien. Hinter ihrer Frustration verbarg sich auch Angst. Corayne sah Beklommenheit in ihren Tigeraugen schimmern. »Die Jäger des Königs von Ibal.«

Corayne biss sich auf die Unterlippe. »Werden sie uns helfen?«

Sorasas Lachen war hohl und brutal. »Es ist wahrscheinlicher, dass sie dich an Erida verkaufen oder als Verhandlungsmasse einsetzen. Du bist momentan das Wertvollste, was es auf der gesamten Wacht gibt, Corayne. Und der König von Ibal ist kein Idiot, was seine Schätze angeht.«

»Was ist, wenn sie gar nicht hinter Corayne her sind?«, meldete Charlie sich mit nachdenklicher Miene zu Wort.

Sorasa verengte die Augen zu schmalen Schlitzern, und ein Anflug von Zweifel umwölkte ihr Gesicht. Was immer sie hatte sagen wollen, erstarb in ihrer Kehle.

»Ich nehme Corayne und die Klinge mit«, verkündete Dom mit ernster Stimme und wandte den Blick vom Horizont ab. Bevor Corayne protestieren konnte, fand sie sich im Sattel einer Sandstute wieder. Dom schwang sich auf das einzig verbliebene andere Pferd, ohne sich um den fehlenden Sattel zu scheren. Der Älteste brauchte dergleichen nicht.

Corayne rang vergeblich nach Worten und wehrte sich gegen die Zügel, die ihr in die Hand gedrückt wurden. Zu ihrer Überraschung erschien Andry an ihrem Knie und zog den Satteltgurt fest. Dann schloss er die Finger um ihren Knöchel und zwang ihren Fuß in den Steigbügel.

»Andry ... lass das. Dom!«, schimpfte sie und schüttelte ihren Stiefel aus dem Steigbügel. Sie machte Anstalten, sich wieder vom Rücken der Stute hinuntergleiten zu lassen, doch Andrys Griff hielt sie fest an Ort und Stelle, seine Lippen ein verbissener, unnachgiebiger Strich.

»Wir lassen euch nicht einfach im Stich«, rief Corayne und hatte Mühe, nicht die Beherrschung zu verlieren.

Der Älteste griff nach den Zügeln von Coraynes Pferd, zog an der Mähne seiner eigenen Stute und zwang die beiden Tiere, sich in Bewegung zu setzen. »Wir haben keine andere Wahl.«

»Ihr habt keine andere Wahl, als zu warten, Ältester.« Sorasa blieb reglos, aber in ihrer Stimme lag grimmige Entschlossenheit. Sie stand jetzt mit dem Rücken zum Horizont. Hinter ihr lösten sich die dunklen Reiter aus der hell leuchtenden Linie, wo Wüstenebene auf Himmel traf. »Die Vorreiter des Königs sind konkurrenzlos, und zwar auf Sand und Straßen. Ihr werdet ihnen vielleicht einen Tag lang entkommen, aber selbst euch holen sie ein, und ein Meer von Blut wird für nichts und wieder nichts vergossen.«

Dom knurrte, als wolle er ihr ein Schwert in den Leib rammen. »Zur Küste ist es nicht mal ein Tagesritt, Sarn.«

»Und was dann? Wollt Ihr es dort mit der Marine des Königs aufnehmen?«, spottete Sorasa.

In diesem Punkt musste Corayne ihr beipflichten. Die Flotte von Ibal war auf der ganzen Wacht unübertroffen.

»Ihr wisst nicht einmal, in welche Richtung Ihr reiten sollt«, fügte Sorasa hinzu und deutete mit der Hand auf die ferne Bucht und die Lange See dahinter. »Aber bitte, nur zu.«

Nun war es Andry, der ein leises Knurren ausstieß, und Corayne war verblüfft, wie viel Zorn da in ihm steckte.

»Wir haben also keine andere Wahl als den Tod?«, fragte er mit wütend zusammengezogenen Brauen. Nicht einmal in der Schlacht hatte sie ihn derart erbittert gesehen – und derart hoffnungslos. »Für Corayne, für die Wacht?«

Sorasa zuckte mit keiner Wimper und verschränkte die Arme

vor der Brust. Unter den Fingernägeln hatte sie getrocknetes Blut, das inzwischen die Farbe von Rost angenommen hatte.

»Niemand hat etwas davon gesagt, dass sie *dich* umbringen wollen, Knappe«, antwortete sie mit müder Stimme. »Was mich betrifft, ich bin eine gezeichnete Amhara. Mir dürfte es da weniger gut ergehen.«

»Ähm, hier ist ein gesuchter Flüchtling!«, meldete sich Charlie zu Wort und hob den Zeigefinger.

Sorasas Zopf zischte wie eine Peitsche durch die Luft, als sie den Kopf herumriss und den madrentinischen Fälscher mit einem verächtlichen Grinsen bedachte. »Der König von Ibal kümmert sich nicht um irgendeinen abtrünnigen Priester mit hübscher Handschrift.«

Er fuhr zurück und zog seine Gewänder um sich. »So die Götter es wollen.«

»Dann geht doch *Ihr*«, meinte Corayne an Sorasas Adresse gewandt und unternahm einen neuen Versuch, aus dem Sattel zu steigen. Andry hielt sie unbeirrt fest und versperrte ihr den Weg. »Flieh. Wir sind es, die sie wollen.«

Die Meuchelmörderin tat Coraynes Angebot mit ihrem gewohnten Grinsen ab, das ihre Gefühle besser verbarg als jede Maske.

»Ich werde mein Glück bei den Vorreitern des Königs versuchen. Ihr dürftet mich ebenfalls brauchen«, setzte sie hinzu und deutete auf Dom, der immer noch mit finsterem Blick auf seiner Stute saß. »Ich rechne nicht damit, dass der da in absehbarer Zeit zu Verhandlungen in der Lage sein wird.«

Corayne biss die Zähne zusammen und verspürte das vertraute Gefühl von Frustration. »Sorasa.«

Ihr müsst fliehen, wollte sie sagen.

Neben ihr ließ sich Dom von seinem Pferd gleiten. Sein Gesicht war steinern, undeutbar.

»Sorasa«, knurrte er. »Nehmt sie mit und verschwindet.«

Die Maske der Meuchlerin verrutschte, und sei es auch nur für einen Moment. Sie blinzelte heftig, und Röte stieg ihr in die

Wangen. Unter ihrer zur Schau getragenen gelassenen Selbstsicherheit erkannte Corayne Zweifel. Zweifel und Angst.

Aber Sorasa wandte sich ab, und plötzlich war ihre Miene wie eine unbeschriebene Tafel. Sie wies das wartende Pferd mit einem Winken ihrer blutbefleckten Hand ab und richtete den Blick wieder gen Horizont. Die Reiter hatten sie nun fast erreicht; die hämmernden Hufe von vierzig Pferden wirbelten den Sand auf.

»Zu spät«, murmelte die Meuchelmörderin.

Dom senkte den Kopf und sah wieder ganz so aus wie damals in Ascal, als sie zu den Stadttoren gerannt waren, während ihm aus einem Loch in den Rippen das Leben aus dem Leib blutete.

Aber selbst in Galland ist uns die Flucht gelungen. Wir hatten eine Chance. Corayne spürte, wie sie im Sattel zusammensackte. Sie war plötzlich froh über Andrys Nähe. Nur seine Hand auf ihrem Knöchel ließ sie noch die Ruhe bewahren. Der Knappe ließ sie nicht los, und er schaute auch nicht zu den näher kommenden Reitern hinüber. Inzwischen hörten sie ihre Stimmen, wie sie sich auf Ibaletisch Befehle zuriefen.

»Meinst du nicht, dass er es spüren dürfte?«

Andrys Stimme war leise, kaum hörbar.

Sie sah zu ihm hinunter und bemerkte seine verkrampften Schultern, die steifen Finger. Langsam hob Andry den Blick, um sie anzusehen, so dass sie mühelos in ihm lesen konnte wie in einer ihrer Karten.

»Meinst du nicht, dass er spüren wird, dass die Spindel nicht mehr da ist?«, raunte Andry.

Trotz der herannahenden Vorreiter des Königs füllte nun plötzlich Taristan Coraynes Sichtfeld aus. Er nahm direkt vor ihr Gestalt an und versperrte ihr die Sicht auf Andry, bis da nur noch das weiße Gesicht und der finstere Blick ihres Onkels waren. Hinter seinen Augen bewegte sich ein roter Glanz. Sie wandte sich ab, bevor er sie am Stück verschlingen konnte.

Ihr Blick wanderte zurück zu dem Oasenstädtchen, bahnte

sich einen Weg zwischen den Ruinen hindurch, dorthin zurück, wo vor kurzem noch die Spindel gebrannt hatte.

Selbst als die Vorreiter sie nun erreichten und deren Stimmen immer lauter wurden, spürte Corayne, wie sie immer weiter davontrieb.

»Ich hoffe nicht«, flüsterte sie und sandte ihr flehentliches Bittgebet zu sämtlichen Göttern, die sie kannte.

Aber wenn selbst ich ihr Nachhallen spüren kann – und ihre Abwesenheit ...

Dann kann er es mit Sicherheit auch.

Und das Gleiche gilt für den Lauernden.

2

Zwischen Königin und Dämon

Erida

Die brennende Kohlepflanne krachte gegen die Wand, und heiÙe Glut ergoss sich über den steinernen Boden des kleinen Empfangsraums. Der Saum eines alten Teppichs fing Feuer. Königin Erida von Galland zögerte nicht, es auszutreten, auch wenn in ihrem Inneren das gleiche Feuer toste. Ihr Gesicht brannte, und ihre blassen Wangen waren rot vor Zorn.

Ihre Krone lag beiseitegeschoben auf einem niedrigen Tisch, nur ein simpler Ring aus Gold, von ihrem hellen Glanz einmal abgesehen völlig schlicht. Hier, in einer kalten Burg am Rand eines Schlachtfelds, mitten in einem Krieg, im Auge eines spindelverdammten Sturms, hatte sie keine Verwendung für luxuriöse Schmuckstücke oder lächerlichen Prunk.

Auf der anderen Seite des Raums hob und senkte sich Taristans Brust, seine nackten Hände waren ohne Anzeichen von Verbrennungen, als er nun eine weitere Bronzeschale mit heißen Kohlen durch den Raum warf. Es sah aus, als sei die Sache so einfach wie das Werfen einer Stoffpuppe, wiewohl Erida wusste, dass die Kohlepflanne doppelt so schwer sein musste wie sie selbst. Er war allzu stark, allzu mächtig. Er spürte weder die Schwere des Gefäßes noch den Schmerz. Den Göttern sei Dank, dass er auch das Gift nicht gespürt hatte.

Nicht nach ihrem Besuch auf Burg Vergon und dem Öffnen der letzten Spindel. Die Pforte glitzerte noch immer vor Eridas innerem Auge, ein Faden aus Gold, so dünn, dass er fast unsichtbar war, so wichtig und doch so leicht zu übersehen. Die Tür zu einer anderen Welt und ein weiteres Glied in der Kette ihres Imperiums.

Hinter Taristan ragte sein Schatten in die Höhe, sprang im Licht der Fackeln und der Kohlenglut wie ein Ungeheuer an der Wand auf und ab. Er hatte seine zeremonielle Rüstung abgelegt, und so waren nur das tiefe Rot seines Uniformrocks und die weiße Haut darunter geblieben. Er kam ihr ohne Eisen und Gold keineswegs kleiner vor.

Erida wünschte, sie könnte diesen Schatten jetzt auf die Wacht loslassen, ihn in die Nacht hinausschicken, um herauszufinden, welche Straße Fürst Konegin, ihr Vetter, gerade entlangeilte. Ihr Zorn flammte noch heftiger auf, die Flammen vom Gedanken an ihren verräterischen Verwandten genährt.

Nein, ich will nicht, dass Taristan ihn umbringt, ging es ihr durch den Kopf, sondern ich will, dass er ihn hierher zurückschleift, gebrochen und besiegt, damit wir ihn selbst töten können, vor den Augen des versammelten Hofes, um seiner Rebellion ein Ende zu bereiten, bevor sie überhaupt richtig beginnen kann.

Sie malte sich ihren königlichen Vetter und sein Gefolge aus, wie sie auf ihren Pferden durch die Dunkelheit donnerten. Sie hatten gegenüber Eridas eigenen Reitern nur einen kleinen Vorsprung, aber der Himmel war bewölkt, der Mond und die Sterne hinter Schleiern verborgen. Hier draußen an der gerade ihren Verlauf verändernden Grenze herrschte pechscharze Nacht. Und ihre eigenen Männer waren von der Schlacht des Tages erschöpft, ihre Pferde noch nicht ausgeruht. Anders als bei Konegin, seinem Sohn und deren kleiner Schar Getreuer.

»Sie haben das alles genau geplant«, murrte Erida wutschnauwend. »Er wollte Taristan töten, meinen Herrn Gemahl, seinen eigenen Prinzen, um uns dadurch den Thron zu rauben. Aber Konegin ist schlau und verschlagen, weiß auch Pläne für den Fall des Versagens zu schmieden.«

Sie ballte die Fäuste und wünschte, sie könnte ebenfalls mit einer Kohlepfanne um sich werfen. Könnte die Wandteppiche herunterreißen. Die Wände zum Einsturz bringen. Irgendetwas tun, um den Zorn freizusetzen, der in ihr tobte, statt ihn hinterzuschlucken und schwären zu lassen.

Konegin grinste sie vor ihrem geistigen Auge höhnisch an, fletschte die Zähne unter seinem blonden Bart, seine Augen wie blaue Dolche, sein Gesicht wie das ihres toten Vaters. Wenn sie doch nur die Hände um seine erbärmliche Kehle legen und zu drücken könnte.

Ronin der Rote zuckte beim Anblick der glühenden Kohlen auf dem Boden zusammen und zog den Saum seines langen scharlachfarbenen Gewandes beiseite, damit es nicht ebenfalls Feuer fing. Dann richtete er den Blick auf die einzige Tür im Raum. Aus Eiche und Eisen gezimmert, führte sie zurück in den Festsaal. Der große steinerne Raum war nun schon lange menschenleer, die Hofgesellschaft hatte sich aufgelöst.

Erida versuchte, nicht an all das Getuschel ihrer Fürsten und Generäle über den versuchten Giftmord zu denken. *Die meisten werden uns auch weiterhin treu ergeben sein. Aber einige – und zwar genug – eben nicht. So manche wollen, dass Konegin meine Krone trägt, selbst während sie an meiner Seite stehen.*

»Meine Sorge gilt der Wüstenspindele ...«, begann Ronin, aber Taristan durchbohrte ihn mit einem finsternen Blick, und dem Hexer erstarb die Stimme.

»Verloren. Das habt Ihr gesagt«, knurrte Taristan. Er begann, im Raum auf und ab zu gehen. »Dieses Balg, der verfluchte Bastard«, fügte er hinzu und hätte fast laut aufgelacht. »Wer hätte gedacht, dass ein siebzehnjähriges Mädchen lästiger sein könnte als ihr ach so vortrefflicher Vater?«

Trotz der Umstände zuckten jetzt Eridas Mundwinkel. »So ziemlich das Gleiche hat man über mich auch gesagt.«

Jetzt lachte Taristan tatsächlich, sein Kichern wie das Kratzen von Stahl auf Stein. Aber es erreichte seine Augen nicht, in deren Schwarz im Licht des Feuers jener rote Schatten umherhuschte. Der Dämon war immer in ihm, aber noch nie war es so deutlich gewesen wie jetzt. Erida spürte beinahe seinen Hass, seinen Hunger, während Taristan im Saal auf und ab stapfte.

»Das Tor nach Mare ist verschlossen, seine Ungeheuer zurückgetrieben«, murmelte Ronin, während seine Hände in sei-

nen Ärmeln zuckten. Genau wie Taristan begann nun auch er, ziellos den Raum abzuschreiten, immer zwischen Tür und Fenster hin und her. Sein Blick ging pointiert vom Prinzen zur Königin. »Wir können nur hoffen, dass bereits genügend Geschöpfe aus Mare herübergekommen sind und dass sie die hiesigen Gewässer auch weiterhin heimsuchen werden.«

»Ohne Frage dürften Kraken und Seeschlangen eine Menge dazu beitragen, die Flotten der Wacht zu behindern, insbesondere die Marine von Ibal«, unterstrich Erida. »Ich frage mich, wie viele ibaetische Kriegsgaleeren nun schon ihre letzte Ruhestätte auf dem Grund der Langen See gefunden haben.«

Der Verlust der Spindel, so niederschmetternd er auch sein mochte, lastete nicht allzu schwer auf ihrem Gemüt. Die Ereignisse des Abends indessen verfolgten sie immer noch, waren zu nah, um sie unbeachtet zu lassen. Erida wusste besser als irgendjemand sonst um die Gefahren, die an einem Königshof voller gieriger Verwandter drohten.

Während Taristan vor ihr hin und her lief und seinen Schatten mit sich zog, galoppierte Konegin durch ihre Gedanken.

»Ihr habt aber nicht vergessen, dass mein Vetter erst vor einer Stunde versucht hat, Euch zu ermorden?«, versetzte sie mit scharfer Stimme.

»Ich kann das Gift immer noch schmecken, Erida«, antwortete Taristan schnell wie ein Peitschenschlag. Sie betrachtete seinen Mund, seine dünnen, zu einem Hohngrinsen verzogenen Lippen. »Nein, das habe ich nicht vergessen.«

Ronin wedelte abschätzig mit seiner weißen rechten Hand. »Ein kleiner Mann von kleinem Geist. Er hat versagt und ist geflohen.«

»Er wird immer noch das halbe Königreich gegen uns aufwiegeln, wenn man ihm die Gelegenheit dazu gibt«, blaffte sie mit gebleckten Zähnen. Am liebsten hätte sie auch dem Zauberer seine schwache Kehle zerquetscht.

Zu ihrer unendlichen Enttäuschung zuckte Taristan nur die Schultern. Die Adern an seinem Hals zeichneten sich deutlich

unter seiner Haut ab wie mondweiße Narben. »Dann dürft Ihr ihm diese Gelegenheit eben nicht geben.«

»Ihr wisst so wenig über Königreiche und ihre Höfe, Taristan.« Erida stieß einen müden Seufzer aus. *Wenn sein Dämonenfürst ihm doch nur ein wenig gesunden Menschenverstand schenken würde.* »So unbesiegbar und so stark Ihr auch sein mögt, ohne meine Krone seid Ihr nichts. Wenn ich meinen Thron an diesen erbärmlichen, intriganten Troll verliere ...«

Bei diesen Worten hielt Taristan in seinem Auf und Ab inne und blieb vor ihr stehen. Er starrte zu Boden, und seine schwarzen Augen schienen die ganze Welt zu verschlucken.

Immer noch schimmerte dieser rote Schein in ihnen.

»Das wird nicht geschehen, das verspreche ich Euch«, knurrte Taristan.

Erida wollte es ihm gerne glauben. »Dann hört mir zu. Alle beide«, begann sie und schnippte mit den Fingern, um die Aufmerksamkeit von Prinz und Zauberer auf sich zu lenken. Ihre Worte quollen aus ihr hervor wie Blut aus einer klaffenden Wunde. »Er muss für seine Verbrechen vor Gericht gestellt werden. Hochverrat, Volksverhetzung, die versuchte Ermordung seines Prinzen, meines Prinzgemahls. Und dann muss man ihn vor aller Augen hinrichten, vor allen Menschen, die sich seiner Sache womöglich anschließen könnten. Der Hof, meine Fürsten, die Armee, keiner von ihnen darf einen Grund haben, an meiner Herrschergewalt zu zweifeln. Ich – *wir* müssen die absolute Herrschaft über das Land haben, wenn wir unseren Eroberungskrieg fortsetzen und die Wacht für uns beanspruchen wollen.«

Taristan trat noch einen Schritt vor, so dass sie die teuflische Hitze spürte, die von ihm ausging. Seine Kiefermuskeln spannten sich.

»Soll ich für Euch Jagd auf ihn machen?«

Erida hätte dem Vorschlag um ein Haar sogleich eine Abfuhr erteilt. Sie hegte keinerlei Befürchtungen um Taristans Wohlergehen – seine Stärke übertraf die von fast jedermann sonst

auf der Wacht. Aber er war nicht unbesiegbar. Die Narben auf seinem Gesicht, die sich noch immer zu heilen weigerten, waren ein deutlicher Beweis dafür. Was immer Corayne da getan hatte, es hatte tiefe Male auf seiner ansonsten makellosen Haut hinterlassen. Und was noch hinzukam: Die Vorstellung, dass der Prinzgemahl selbst in die Wildnis hinausritt, in ein Land, das nicht das seine war, um seinen potenziellen Thronräuber ausfindig zu machen, war einfach idiotisch. Und, und das war das Schlimmste von allem, die Vorstellung, er könne von ihr fortgehen, machte ihr Angst. *Ich will nicht, dass er mich verlässt*, das war ihr nur zu bewusst, so schwer es ihr fiel, es zuzugeben. Erida versuchte, auch diese Regung von sich zu weisen, und wandte sich nun von Taristan ab – sowohl körperlich als auch geistig –, um ihren Blick auf die einzige Tür in dem kleinen Raum zu richten.

Auf der anderen Seite befand sich der leere Bankettsaal. In der Burg um sie herum wimmelte es von tuschelnden Höflingen, und auf dem Gelände ringsum lagerte eine ganze Armee. *Wie viele von ihnen vermag Konegin auf seine Seite zu locken? Wie viele werden unter seiner Fahne reiten statt unter meiner?*

Taristan wich keinen Schritt zurück, sondern starrte sie weiterhin unverwandt an. Sein Blick wanderte über ihr Gesicht, forschte in ihren Augen, wartete darauf, dass sie das Wort ergriff. Wartete auf ihren *Befehl*.

Der Gedanke war verführerisch, auf köstliche Weise. Dass da ein Prinz vom alten Cor war, ein Eroberer, ein geborener Krieger, ein Mann von Kriegerblut, der sich von ihrer Zustimmung abhängig machte. Es war berauschend, selbst für sie als Königin. Sie spürte eine Spannung zwischen ihnen beiden, die sie fester verband als ein stramm gezogenes Seil. Für einen Moment wünschte sich Erida die plappernde Ratte Ronin weit weg, aber der Zauberer blieb mit seinem affektierten Lächeln in der Ecke stehen, und seine roten Augen huschten zwischen Königin und Dämon hin und her.

»Wir können nicht auf Euch verzichten, Taristan«, erklärte

sie schließlich und hoffte, dass er das Zittern in ihrer Stimme nicht hörte.

Ronin hob den Zeigefinger und trat vor. Was immer das für ein Band zwischen der Königin und ihrem Mann war, der Zauberer schnitt es fein säuberlich entzwei.

»In diesem einen Punkt sind wir einer Meinung, Euer Majestät«, unterstrich er. »Eine Spindel ist verloren. Wir müssen uns eine weitere verschaffen, und zwar schnell.«

Erida wandte sich ab. *Ich habe nicht vor, mit allen Mitteln um Aufmerksamkeit zu kämpfen, schon gar nicht gegenüber dieser Ratte von einem Zauberer.* Sie verzog angewidert die Lippen, während sich gleichzeitig Erschöpfung wie eine schwere Decke über sie legte. *Ich habe diesen Tag auf einem Schlachtfeld begonnen, und nun stehe ich auf einem anderen, gänzlich anderen Schlachtfeld.* Sie kam sich durchaus wie eine Soldatin vor, nur dass sie mit Witz und Intelligenz kämpfte statt mit dem Schwert. *Ein Schwert ist viel einfacher.* Sie brannte darauf, die Bänder ihrer Unterwäsche zu lösen, die unter den übereinandergelegten Falten ihres Gewandes strammgezogen waren.

Aber sie war eine Königin. Sie durfte sich den Luxus von Erschöpfung nicht leisten.

Erneut drückte Erida den Rücken durch und stemmte die Hände in die Hüften. »Die Spindel ist nicht das Einzige, was Ihr heute verloren habt. Unsere Sache steht auf Messers Schneide«, schnaubte sie und verfluchte aufs Neue die politische Ignoranz ihres Gatten. »Taristan vom alten Cor kann mit seiner Faust Schädel zermalmen, aber er kann die Menschen nicht zu treuer Gefolgschaft bewegen.«

Als sie aufschaute, starrte Taristan sie aus seinen schwarzen Augen mit durchbohrendem Blick an.

»Und ich kann es im Übrigen ebenso wenig«, stieß sie zähneknirschend hervor. Die eine Hand krallte sie in ihre Röcke, zerknüllte den Stoff zwischen ihren Fingern. Ihr Kehlkopf hüpfte auf und ab, und die Worte sprudelten zu schnell heraus, als dass sie sie hätte aufhalten können. »Was auch immer ich mache, wie

viel Ruhm und wie viel Gold ich diesen grässlichen Schlangen von Höflingen auch immer einbringe, sie lieben mich nicht so, wie sie es sollten. Nicht so, wie sie es tun würden, säße ein Mann auf dem Thron.«

Taristan sah sie die ganze Zeit über an, einen seltsamen Ausdruck auf dem Gesicht. Seine Lippen zuckten. »Was muss ich tun, um sie für mich zu gewinnen?«

Seine Frage verblüffte sie, und Erida merkte, wie sich ihre Augen weiteten. *Vielleicht ja doch nicht so ignorant.*

»Gewinnt eine Burg für Euch«, antwortete sie energisch und deutete auf das Fenster. Die Läden waren geschlossen, aber sie wussten beide, dass dahinter die umkämpfte Grenze lag. Die fruchtbaren, schwach verteidigten Ländereien von Madrence, die nur darauf warteten, erobert zu werden. »Gewinnt auf dem Schlachtfeld. Gewinnt jede Meile Land bis hinein nach Madrence, bis Ihr und ich die Fahne von Galland inmitten ihrer hübschen Hauptstadt hissen und alles, was wir dort sehen, für den Löwen beanspruchen.« Die grün-goldene Flagge erschien vor ihrem geistigen Auge, hoch oben zwischen den glitzernden Türmen von Partepalas. »Bringt meinen Fürsten den Sieg, und dann *müssen* sie uns dafür lieben.«

So wie sie meinen Vater und meinen Großvater geliebt haben und jeden galländischen Eroberer vor ihnen. Jene Männer, die in unseren Gemälden und Geschichten und Liedern fortleben.

Ich kann mich ihnen anschließen, dachte sie. Nicht im Tod, sondern im Ruhm.

Schon jetzt spürte sie eine Wärme von diesem Gedanken ausgehen. Es war nicht die drückend schwüle Hitze Taristans, sondern die sanfte, vertraute Umarmung eines nach Hause zurückkehrenden Elternteils. Ihr Vater war nun seit über vier Jahren tot und mit ihm auch ihre Mutter. Konrad und Alisandra, von Krankheit dahingerafft, Opfer eines allzu gewöhnlichen Schicksals. Erida verfluchte ihr schmähhches, für einen König und eine Königin so gar nicht standesgemäßes Ende. Trotzdem, sie vermisste die Arme der beiden, ihre Stimmen, ihren unentwegten Schutz.

Taristan sah sie weiterhin schweigend an, sein Blick wie das Streichen von Fingern auf ihrer Wange. Sie biss energisch die Zähne zusammen und blinzelte die Erinnerungen weg, bevor sie sie übermannen konnten. Bevor ihr Gemahl deren Gewicht bemerken konnte.

Ich kann mich nicht dem Kummer überlassen, erinnerte sie sich. Ihr Andenken sollte eine Strömung sein, die mich vorantreibt, kein haltender Anker.

»Gewinnt, und gewinnt schnell«, stieß Erida hervor und warf den Kopf in den Nacken. Ihr aschblondes Haar ringelte sich an ihren bleichen Wangen und löste sich nun endlich aus dem kunstvollen Zopf, der das morgendliche Blutbad überstanden hatte. »Wir brauchen einen Sieg, bevor irgendwelche Verbündeten auftauchen, um dieses Land zu verteidigen. Siscaria dürfte bereits unterwegs sein, vielleicht sogar Calidon oder die Flotte von Tyriot. Wir müssen hoffen, dass Ibal gänzlich von den Seeungeheuern in der Langen See in Anspruch genommen wird. Wenn es Galland gelingt, Madrence schnell zu erobern, mit dir und mir an der Spitze der Armee, wird die Straße hin zum Imperium für uns alle viel, viel leichter zu begehen sein.«

Die Straße erstreckte sich vor ihr, lang, aber schnurgerade. Die Legionen von Galland würden weitermarschieren, in direkter Linie das Tal des Rosenflusses hinunter. Entlang der Grenze befanden sich Burgen und Festungen, um kleine Städte und üppiges Ackerland zu verteidigen, aber da war nichts, was vermocht hätte, der Macht von Eridas Armeen standzuhalten. Die erste wahre Prüfung würde sie in Rouleine erwarten, der Stadt am Zusammenfluss von Rosenfluss und Alsor. *Und wenn Rouleine fällt, ist die Hauptstadt nur noch Tage entfernt, ein Juwel, das nur darauf wartet, dass man darauf Anspruch erhebt.*

»Ich werde Fürst Dornwand bitten, eine Bestandsaufnahme sämtlicher Soldaten in unserer Armee zu machen«, fügte sie laut denkend hinzu. Sie fertigte im Geiste eine Liste der Dinge an, die es so schnell wie möglich zu erledigen galt. »Beim ersten Licht des Tages werden wir wissen, wie viele Männer zusam-

men mit Konegin desertiert sind, wenn es da denn überhaupt jemanden gibt.«

Taristan atmete frustriert aus. »Gewiss doch hat Euer Vetter nicht so viel Einfluss in der Armee, Erida«, sagte er in einem fast schon beschwichtigenden Tonfall.

»Mein Vetter ist ein *Mann* mit königlichem Blut in den Adern«, blaffte sie, zischte es förmlich. Die Ungerechtigkeit all dessen brannte immer noch in ihr wie Salz in einer Wunde. »Das ist für viele in meinem Königreich Einfluss genug, erst recht an meinem eigenen Hof.«

Seine Antwort war ruhig und so unnachgiebig wie der Blick seiner schwarzen Augen. »Auf mich hat das alles keinen Einfluss.«

Erida erwiderte seinen Blick, ohne auszuweichen, Saphirgrün gegen Pechschwarz. Was immer ihr an spitzen Erwidierungen auf den Lippen gelegen hatte, erstarb. Natürlich würde sich ihr Prinzgemahl auf ihre Seite stellen. Schließlich bezog er seine Macht und Stärke in Galland von ihr, genauso wie seine Körperkraft von seinem Dämonenfürsten kam. Aber darunter verbarg sich noch etwas anderes, etwas Unausgesprochenes.

Seine Worte bedeuteten ein Eingeständnis, das sie noch nicht recht verstand. Aber sie wollte es auf jeden Fall versuchen.

»Wir dürfen unseren Herrn und Meister nicht vergessen, Taristan.« Ronins Stimme klang wie Nägel, die auf Glas kratzten.

Erida biss die Zähne zusammen und richtete den Blick auf den roten Zauberer, wie er sich zwischen ihnen dahinbewegte, eine scharlachfarbene Mauer. Sie brauchte sein grässliches weißes Gesicht nicht zu sehen, um zu wissen, welche Botschaft hinter seinen Worten lauerte. *Unser Herr und Meister ist der Lauernde. Nicht die Königin von Galland.*

Und auch wenn sie sich allen gegenüber, die auf der Wacht wandelten, zumindest ebenbürtig, wenn nicht gar überlegen fühlte, wusste doch selbst Erida, dass ihre Macht gegenüber dem Dämonenkönig der Höllenwelt von Entzweit ihre Gren-

zen hatte. Auch wenn ihr Rückgrat starr wie Stahl blieb, spürte sie ein Beben auf ihrer Haut.

»Es wurden Gaben überbracht, und es müssen Zahlungen folgen«, drängte Ronin weiter, und sein deutender Zeigefinger glitt über Taristans Muskeln hinweg.

Er ist jetzt so stark wie ein Unsterblicher. Sogar noch stärker, ging es Erida durch den Kopf.

In der Burg Vergon hatte er Diamanten in der bloßen Faust zerdrückt, Zeugnis seiner neugewonnenen Kraft.

In Nezri hatte ihm die Spindel die Ungeheuer Mares geschenkt, eine Streitmacht, mit der er seine Feinde auf der Langen See zu terrorisieren vermochte. *Diese Spindel ist verloren, aber die Ungeheuer sind zurückgeblieben, drehen in der Tiefe ihre Runden.*

Und dann war da die Gabe, die ihm am Tempel verliehen worden war, wo Taristan eine Leichenarmee heraufbeschworen und seinen eigenen Bruder ermordet hatte. *Fleisch, erst zerschnitten und dann wieder heil gemacht, Wunden, weggewischt.* Erida erinnerte sich an ihre erste Begegnung mit ihm, als Taristan seine Handfläche aufgeschlitzt und sein Blut vor ihrem Thron vergossen hatte, nur um die Haut wieder zusammenwachsen zu lassen. Geheilt direkt vor ihren Augen.

Was kommt als Nächstes?, fragte sie sich und dachte an den Lauernden und das Höllenreich, das er hinter ihrem eigenen Reich regierte. Aber das waren keine Gedanken, denen sie lange nachhängen konnte. Ein Gott oder ein Teufel, der in gleichem Maße segnete und verfluchte. Aber bisher – nur Segnungen.

Der Prinz vom alten Cor legte die Stirn in Falten und senkte den Kopf, so dass ihm rote Locken kunstlos geschnittenen Haares in die Augen fielen. Er baute sich vor dem Zauberer auf, setzte seine überlegene Körpergröße und Masse zu seinem nicht unbeträchtlichen Vorteil ein. Doch auch Ronin kannte die Grenzen seiner Macht, und sie waren nicht so schnell ausgeschöpft. Er ließ sich keine Angst einjagen, und seine bebenden Hände waren nun endlich ruhig geworden.

»Könnt Ihr noch eine weitere Spindel liefern, Zauberer?«, begehrte Taristan zu erfahren. Seine spitzen weißen Zähne glänzten. Seine Stimme drohte zu ersticken wie die Kohlenglut auf dem Boden. »Wisst Ihr noch einen Ort, an den Ihr mich entsenden könnt?«

Ronins Augen flackerten. »Ich habe da ein paar Hinweise. Seltsame Vorkommnisse, Getuschel aus den Archiven. Ein Flüstern von ihm.«

Einer von Taristans Mundwinkeln zuckte in die Höhe. »Also noch nichts Brauchbares.«

»Ich habe Euch zu drei Spindeln geführt, mein Prinz«, erwiderte der Zauberer mit hochmütiger Stimme, auch wenn er zugleich seinen weißblonden Kopf senkte. Dann schaute er wieder auf, und seine rot geränderten Augen leuchteten. »Vergesst nicht, ich bin – ebenso spindelberührt wie Ihr – mit Gaben aus Welten jenseits unserer eigenen gesegnet.«

»Mit Gaben gesegnet so wie ich?« Taristan ballte die Hand zur Faust, und seine Botschaft war unmissverständlich.

Ronin verneigte sich noch tiefer. »Der Lauernde macht Diener aus uns allen.«

Erida betrachtete den entblößten Nacken des Zauberers, ein freigelegtes Stück Haut wie frischer Schnee.

Taristan fing ihren Blick auf; dann verneigte auch er sich, senkte den Kopf. »Und dienen werden wir auch«, beteuerte er und bedeutete Ronin, sich wieder aufzurichten. »Ihr leistet Euren Dienst am besten im Staub und auf den Seiten von Papier, Zauberer. Ich muss eine Spindel ersetzen.«

Ronin nickte. »Und zwei andere schützen.«

Das zumindest ist einfach.

»Ich habe Fürst Dornwand veranlasst, tausend Mann vor Burg Vergon zu stationieren, in dem Hügel unter den Ruinen verschanzt«, erklärte Erida, während sie ihren Thronring begutachtete. Sie ließ den Smaragd das Licht einfangen, so dass das Juwel grün aufschimmerte. Als sie wieder aufsah, starrten sie sowohl der Zauberer als auch der Prinz mit hochgezogenen Brauen an.

Sie gestattete sich ein zufriedenes leises Lächeln und ein Schulterzucken. »Als Nachhut«, sagte sie, als sei das das Offensichtlichste auf der Welt. »Um unsere Vorwärtsbewegung abzusichern und uns gegen irgendwelche rachsüchtigen Madrentiner zu schützen, die versuchen könnten, an uns vorbeizuschlüpfen, um Galland zu bedrohen.«

Selbst Ronin wirkte beeindruckt.

»Und«, fügte sie hinzu, »um lästige halbwüchsige Plagegeister daran zu hindern, uns Schwierigkeiten zu machen. Die Spindel ist sicher, und nicht einmal Corayne und ihre schurkischen Beschützer können daran etwas ändern.«

Taristan nickte. »Was ist mit Euren Soldaten?«, fragte er. »Was passiert, wenn irgendein galländischer Ritter in die Ruinen spaziert und sich plötzlich in der funkelnden Welt wiederfindet?«

Wieder zuckte Erida die Schultern und setzte ihr vornehm-höfisches Lächeln auf. »Die Ruinen von Vergon sind seit jenem Erdbeben einsturzgefährdet. Es ist nicht sicher, sich dorthin zu begeben, und das ist ihren Hauptmännern auch so mitgeteilt worden.«

»Sehr gut«, antwortete Ronin, und ausnahmsweise klang es sogar ehrlich. »Die Spindel bleibt. Mit jedem verstreichenden Moment rüttelt sie an den Grundfesten der ganzen Wacht.«

Taristan reagierte mit einem schnellen Grinsen, das vor Energie sprühte. »Wir haben immer noch den Tempel in den Vorbergen, fast schon wieder vergessen.«

Der Zauberer nickte, und rosa Flecken zeichneten sich auf seinen Wangen ab. Er wirkte erfrischt und von neuer Kraft erfüllt, entweder durch ihre sich verbessernden Aussichten oder durch den Willen seines Herrn und Gebieters. »Verteidigt von einer Leichenarmee, den verstümmelten Soldaten der Aschenlande.«

»Reicht das denn nicht?«

Eridas Frage blieb in der Luft hängen.

»Zwei offene Spindeln nagen an der Wacht.« Sie stellte sich die Spindeln als Insekten vor, die die Wurzeln der Welt zerfra-

ßen, sich mit zersetzender Säure und scharfen Zähnen hindurcharbeiteten. »Ist es jetzt nicht nur noch eine Frage der Zeit?«

Das Lachen, mit dem Ronin antwortete, ließ ihr die Haare zu Berge stehen. Er schüttelte den Kopf, offenbar fassungslos über die Ignoranz der Königin. »Wenn es so funktionieren würde, müsste der Lauernde nicht mehr lauern und warten. Wir brauchen mehr Spindeln. *Er braucht mehr.*«

»Dann *findet* mehr«, versetzte Taristan und begann wieder im Raum auf und ab zu gehen. Er konnte nie lange stillstehen. Erida fragte sich, ob das eben so seine Natur war oder eine Folge jener Gaben, die ihm zuteilgeworden waren und die nun unter seiner Haut tobten wie in einer Flasche gefangene Blitze. »Wenn ich nicht auf Konegin Jagd machen kann, kann ich vielleicht ja in die Wüste zurückreisen. Zurück an einen bekannten Ort des Übergangs. Um den Weg nach Mare ein zweites Mal zu öffnen.«

Bei dem Gedanken, Taristan könne sich so weit von ihr entfernen, durchzuckte die Königin erneut das verwirrende Gefühl einer durchdringenden Angst. Glücklicherweise hatte sie sofort eine Antwort zur Hand. Ihr Verstand ließ sie nicht im Stich.

»Normalerweise würde ich Euch zustimmen, aber im Moment liegen Hunderte Soldaten Gallands tot im Sand von Ibal«, erklärte Erida in sachlichem Tonfall. Ihr Sterben kümmerte sie nicht. Es gab viel zu viele Soldaten, die unter ihrem Kommando dienten. Es hatte keinen Sinn, sie alle zu beweinen. »Und der König von Ibal ist kein Idiot. Er muss davon erfahren haben, dass meine Armee in sein Land eingedrungen ist, und jetzt ist er vorbereitet. Ich darf nicht noch einem Königreich einen Kriegsgrund liefern, erst recht nicht einem so mächtigen. Jedenfalls nicht jetzt, da wir kurz vor der Eroberung von Madrence stehen.«

Die Fensterläden waren geschlossen, die Nacht dahinter pechscharf. Aber im Geiste sah sie noch immer das Flusstal, die wie Wachtposten aufgereihten Burgen, den Wald, der die madrentinische Armee verbarg. *Den Weg vorwärts.*

»So stark und mächtig Galland sein mag«, hauchte sie, »ich bin nicht so dumm, einen Krieg an zwei Fronten zu führen.«

Taristan öffnete den Mund zu einer Erwiderung, aber Ronin schnitt ihm mit einer knappen Handbewegung das Wort ab.

»Nezri ist jetzt außerhalb unserer Reichweite«, unterstrich der Zauberer. »In diesem Punkt sollten wir uns alle einig sein.«

»Sie befindet sich immer noch dort«, knurrte Taristan. Die gefurchten Narben unter seinem Auge traten rot geschwollen hervor.

Bevor sie überhaupt wusste, was sie da tat, spürte Erida seinen Leib unter ihren Fingern und presste die Handflächen auf seine Schultern. Sie blinzelte heftig.

»Du wirst sie nicht zu fassen bekommen, wenn sie denn überhaupt noch lebt.«

Er stieß sie nicht weg, aber der Ausdruck seiner Augen ließ sie den Blick senken.

»Vielleicht hat die Spindel sie ja mit sich gerissen. Vielleicht ist die von Corayne an-Amarat ausgehende Gefahr nun gebannt«, schob sie nach, auch wenn ihre Worte selbst in ihren eigenen Ohren verzweifelt klangen. *Reines Wunschdenken. Das Mädchen ist ein Corblut, mit einem Unsterblichen an ihrer Seite und vielleicht auch einer Hexe. Die Götter mochten wissen, wer ihr sonst noch alles beistand.*

»Wir wissen beide, dass dem nicht so ist.« Jedes Wort aus Taristans Lippen war schneidend wie ein Messer, das ihre unsinnigen Hoffnungen zurechtstutzte.

Aber Erida selbst schrumpfte nicht mit ihren Hoffnungen. Stattdessen reckte sie sich in die Höhe, die Hände immer noch auf seinen Schultern, um feste Muskeln und Knochen gekrümmt.

»Und wir kennen beide den Weg, der vorwärts führt«, zischte sie.

Ein langer Moment verging, dann nickte Taristan und verzog den Mund zu einem verbissenen Strich.

»Zauberer, findet mir eine Spindel«, verlangte er, und in seiner Stimme lag seine ganze Befehlsgewalt.

Er klingt wie ein König, dachte Erida.

»Findet mir einen weiteren Ort, den ich verwüsten kann.«
Er löste sich aus ihrem Griff, ganz von ruheloser Bewegung erfüllt. »Ich werde den Angriff morgen anführen, Erida. Und Euch einen Sieg zu Füßen legen.«

Sie schnappte so heftig nach Luft, dass es ihr durch die Zähne pff. *Wird das denn ausreichen?*, fragte sie sich. *Werden wir Erfolg haben, bevor Konegin alles zerstört, wofür wir gearbeitet haben, alles, was wir getan haben? So vieles habe ich bereits geopfert – meine Unabhängigkeit, vielleicht meinen Thron.*

Der rote Schimmer war unverkennbar, eine Mondsichel in Taristans Augen.

Und vielleicht auch meine Seele.

Der Prinz legt den Kopf schräg. »Zweifelt Ihr an mir?«

»Nein«, gab Erida eilig zurück, fast allzu schnell. Hitze färbte ihre Wangen, und sie wandte den Kopf zur Seite, versuchte, ihr Erröten zu verbergen. Wenn Ronin und Taristan es bemerkt hatten, verloren sie zumindest kein Wort darüber.

Sie machte sich an ihren Rücken zu schaffen, strich sie glatt. »Schlimmstenfalls – wenn wir die Herzen und Köpfe meines Hofes nicht für uns gewinnen, sie nicht zu treuer Gefolgschaft bewegen können – werden wir sie uns kaufen.«

Taristan kehrte wieder zu seiner kühlen, trockenen Art zurück. Es war, als habe man einen Eimer Eiswasser über den Kopf der Königin geschüttet. »Nicht einmal Ihr seid dazu reich genug.«

Sie trat an die Tür und legte die Hand auf deren eisernen Griff. Auf der anderen Seite stand die Löwengarde bereit, eifrig darauf bedacht, die junge Königin zu schützen.

»Ihr habt eine Pforte in die glitzernde Welt geöffnet, Prinz Taristan«, sagte sie und riss die Tür auf. Kalte Luft strömte aus den Gängen und Sälen der trostlosen Burg herein. »Ich verfüge über all den Reichtum, den wir je benötigen werden.«

Und auch noch über etwas anderes.

Sie erinnerte sich an die Diamanten in seiner Faust, groß wie Hühnereier, dann zerquetscht zu feinem, glitzerndem Pulver,

wie unzählige kleine Sterne. Sie erinnerte sich an die Spindel und an den Blick hinein in eine andere Dimension, hinein nach Irridas. Wie eine gefrorene Welt, nur nicht aus Eis, sondern aus Juwelen und kostbaren Edelsteinen.

Und sie erinnerte sich daran, was sich da innerhalb von Irridas bewegt hatte: ein funkelnder Sturm, der jetzt über die Wacht tobte.

3

Im Schatten des Falken

Sorasa

Sorasa erinnerte sich noch gut an die erste Nacht, die sie allein in der Wüste verbracht hatte.

Sie war erst sieben gewesen, jung also selbst nach Maßstäben der Gilde, aber trotzdem bereits im vierten Jahr ihrer Ausbildung.

Ältere Akolythen hatten sie aus ihrem Bett gezerrt und mit ihr auch die zwölf anderen Kinder ihres Jahrgangs. Einige von ihnen weinten oder schrien, als sie in Tücher gewickelt wurden, man ihnen Kapuzen über die Köpfe zog und die Handgelenke fesselte. Sorasa gab keinen Laut von sich. Sie wusste es damals schon besser. Während sie ihr die Hände banden, rief sie sich all die Lektionen ins Gedächtnis, die sie bisher gelernt hatte. Sie ballte die Fäuste und spannte ihre Muskeln an, damit die Fesseln später nicht so stramm saßen. Als zwei Akolythen sie wie eine Stoffpuppe hinaustrugen und sich ihre Finger in Sorasas knochige Schultern gruben, lauschte sie. Sie unterhielten sich leise miteinander und beschwerten sich über ihren Auftrag für die heutige Nacht.

Reitet mit den Siebenjährigen bis Mitternacht in die Wüste hinaus und lasst sie dort zurück. Mal sehen, wer von ihnen zurückkommt.

Sie machten Witze, während dem kleinen Mädchen das Herz in die Hose rutschte.

Es ist jetzt drei Glockenschläge vor Mitternacht, wusste Sorasa und zählte im Geiste nach. Es sind erst wenige Minuten vergangen, seit sie die Laternen im Schlafsaal gelöscht haben. Ein fast dreistündiger Ritt in die Wüste.

Sie versuchte zu erraten, in welche Richtung es ging.

Die Kapuze erschwerte das Unterfangen, machte es aber nicht unmöglich. Ihre Akolythen warfen sie auf den Rücken einer Sandstute und bogen vor den Toren der Zitadelle nach links ab. *Süden. Direkt Richtung Süden.*

Das Winseln der anderen Kinder war bald verstummt, da die Akolythen sie in verschiedene Richtungen wegbrachten. Bald waren da nur noch ihre Akolythen und deren Stuten, die sich flink unter einem Himmel dahinbewegten, den sie nicht sah. Sie atmete langsam ein und aus und versuchte, das Tempo der Pferde abzuschätzen. Zu ihrer Erleichterung ritten die Akolythen nur in einem leichten Galopp, ohne ihre Pferde zur Höchstgeschwindigkeit anzutreiben.

Unter ihrer Kapuze betete sie zu sämtlichen Göttern. Vor allem zu Lasreen. Zur Todesgöttin persönlich.

Ich werde dir noch nicht begegnen.

Zwei Tage später stolperte Sorasa Sarn auf eine Fata Morgana zu, halbtot, während ihre kleinen Hände in die leere Luft griffen. Als ihre Finger über harten Stein strichen und dann auf Holz trafen, lächelte sie mit aufgeplatzten Lippen. Es war keine Fata Morgana, es waren die Tore der Zitadelle.

Das kleine Mädchen hatte eine weitere Prüfung bestanden.

Sorasa wünschte, jetzt wäre alles genauso einfach. Was gäbe sie nicht dafür, in der Großen Sandwüste ausgesetzt zu werden, mit nichts anderem als ihrem scharfen Verstand und den Sternen am Himmel? Stattdessen war sie an ein entnervendes Rudel von Geächteten gekettet, während sie es mit niemand anderem als den Elitejägern des Königs von Ibal aufnehmen mussten.

Doch eines hatte sich nicht geändert.

Fürst Mercurius wartet immer noch auf mich.

Sie erschauerte bei dem Gedanken an ihn, an das, was er tun würde, wenn er sie hier in diesem Land zu fassen bekam.

Die Sonne strahlte hell herab, und der Wüstenhimmel war von einem klaren, eindrucklichen Blau. Stampfende Hufe wirbelten schimmernden Sand auf. Die Stimmen der Reiter des

Königs verstummen, als sie näher kamen, wurden ersetzt durch grimmige Blicke aus Augen, die hart wie Stein waren, und durch das Klatschen von ledernen Zügeln auf Pferdehaut.

Die Gefährten drängten sich dichter aneinander, schlossen ihre Reihen. Selbst Sorasa zog sich unter die Palmen zurück, und ihre Finger zuckten, als ihr nun ein Strom frischer Energie durch die Adern strömte. Corayne ließ sich von ihrem Pferd gleiten, Andry und Dom an ihren Seiten, ihre Schwerter in den Händen. Charlie schob sich in ihre Mitte, seine Kapuze zurückgeworfen, so dass sein rotes Gesicht und sein zerzaustes braunes Haar sichtbar wurden. Ausnahmsweise einmal verschwand Valtik nicht, aber sie bewegte sich auch nicht von ihrem Sitzplatz auf einem Felsblock weg. Sorasa bezweifelte, dass sie die herannahenden Reiter überhaupt wahrnahm.

Nur Siegel stand trotzig aufgereckt da, unbewegt, ihre breite Gestalt eine schützende Silhouette vor dem Hintergrund des herannahenden Sturms. Sie wiegte ihre Axt in der Hand. In der Schneide spiegelte sich das Licht der Sonne. Mit einem Grinsen im Gesicht wischte Siegel den letzten Tropfen alten Blutes weg.

»Wie nett von ihnen abzuwarten, bis sie an der Reihe sind«, brummte die Kopfgeldjägerin.

Sorasa lachte leise und spöttisch. »Wenn der König von Ibal eines ist, dann höflich.«

Doms Augen hatten ihn nicht getrogen. Sorasa sah vierzig Reiter auf vierzig Pferden, und einer von ihnen hielt die Flagge Ibals hoch. *Nein, schlimmer als die Flagge Ibals*, machte sich Sorasa bewusst und blinzelte zu der Standarte hinauf.

Alle Gedanken an Fürst Mercurius waren plötzlich wie weggeblasen.

Auf den ersten Blick sah die Flagge aus wie die von Ibal – ein eleganter goldener Drache auf tiefem Königsblau. Aber Sorasa sah das Silber in den Flügeln, den schlankeren Körper, die schärferen Augen, mit blitzendem Metall und blauen Juwelen dargestellt. Kein Drache, sondern ein Falke. Er hielt ein Schwert in den Krallen, das auf unverkennbare Weise geschwungen war.

Die Vorreiter des Königs, hatte Sorasa sie den anderen gegenüber einfach nur genannt. Aber jeder Sohn und jede Tochter Ibals kannte ihr Symbol und ihren Namen.

»Wer sind sie?«, zischte Corayne und packte Sorasa am Arm.

Sorasa biss die Zähne zusammen. »Die *Marj-Saqirat*«, stieß sie hervor. Vor ihr verspannten sich Siegels Schultern. »Die Falken der Krone. Wächter, die dem König von Ibal Treue bis in den Tod geschworen haben.«

Wie die Löwengarde von Königin Erida oder die Geborenen Schilde des temurischen Kaisers waren die Falken handverlesene Krieger. Ihre kämpferischen Fähigkeiten wurden nur von ihrer Hingabe an den Thron von Ibal übertroffen. Selbst mit dem Ältesten an ihrer Seite wusste Sorasa, dass sie kaum eine Chance hatten, diese Männer im Kampf zu besiegen. Die meisten Falken wurden von Kindheit an speziell ausgebildet und schon in sehr jungen Jahren rekrutiert, so wie es vor langer Zeit auch mit Sorasa der Fall gewesen war.

Wir sind gar nicht so verschieden. Ich habe das Töten für die Gilde der Amhara gelernt. Sie haben das Töten für ihre Krone gelernt.

Die Falken schlossen ihren Kreis um die Gefährten wie Wölfe, die ihre Beute zur Strecke brachten. Ihre Sandstuten mit ihren hell strahlenden Augen blieben stets genau in Formation, perfekt dressiert. Ihre Flanken glänzten ebenholzschwarz, kastanienbraun und golden, und ihre Sättel waren wie dunkle Flügel geformt. Die Falken trugen lange schwarze Gewänder – die lose äußere Schicht fing die Wüstenhitze ab und sorgte dafür, dass die übrige Kleidung und die Haut darunter kühl blieben. Ihre Köpfe waren mit Tüchern aus einem ähnlichen Stoff umwickelt, die lediglich mit Borten aus goldenem, silbernem und königsblauem Garn besetzt waren. Keine Helme, keine Rüstung. Derlei hätte sie in der Wüste nur langsamer gemacht. Aber jeder von ihnen trug ein Paar Dolche, die feinen Ledergürtel über der Brust gekreuzt, und an jeden Sattel war ein Schwert gebunden. Die Klingen bestanden genau wie Sorasas eigene aus

gebräuntem Stahl, waren aber weitaus schöner und kunstvoller gefertigt.

Ein leichter Wirbelwind ließ den Sand aufstieben und in der Luft hängen, selbst als nun die Pferde stehen blieben. Alle waren sie auf die Gruppe der Gefährten in ihrer Mitte gerichtet, und die Reiter wirkten wachsam und hochkonzentriert. Gleichwohl machten die Falken keinerlei Anstalten anzugreifen. Ihre Schwerter blieben in ihren Scheiden und ihre Mäuler geschlossen.

Zu ihrer Überraschung sah Sorasa den König nicht unter ihnen, obschon die Falken eigentlich die Aufgabe hatten, ihn jederzeit zu verteidigen. Sämtliche Krieger auf ihren Sandstufen waren jung und schlank, und gemeinsam bildeten sie eine Wand aus scharfen Augen und ruhigen Händen. Sorasa suchte in ihren Gesichtern nach einem anderen Anführer, machte Jagd nach dem verräterischen Aufscheinen von Befehlsgewalt. Unter ihren Kopfverhüllungen bemerkte Sorasa bronzefarbene Haut, schwarze Augen und dichte, ausgeprägte Brauen. Das hier waren Männer von der ibaletischen Küste und vom Fluss Ziron, aus den reichen Städten. Die meisten waren Söhne wohlhabender Fürsten, von Diplomaten, Generälen oder Gelehrten. Zweifellos willig dem König überlassen und verpflichtet, in der Hoffnung darauf, sich dadurch zusätzlich seine Gunst zu sichern.

Ganz anders als ich, machte sich Sorasa bewusst. Aus einem gekenterten Sklavenschiff gezogen, gerettet vor Tod oder Ketten.

Einige der Reiter starrten Sorasa ihrerseits an, vermieden es aber, ihr in die Augen zu schauen. Doch sie musterten ihre Kleidung, ihren Amhara-Dolch. Ihre Tätowierungen an Händen und Hals. Zeichen dafür, wer sie einst gewesen war und woher sie kam.

Sie sah, wie sich die Züge dieser Männer verhärteten und ihre schwarzen Augen zu Pechkohle wurden, die Brauen in ergrimmtem Abscheu zusammengezogen. Die Wächter des Königs hatten nichts übrig für Meuchelmörder. *Man könnte uns sogar als*

natürliche Feinde bezeichnen, ging es Sorasa durch den Kopf. Ihr hämmerte das Herz in der Brust, und der stetige Rhythmus ihres Pulses beschleunigte sich.

Neben ihr drehte sich Dom zu ihr hin und ließ den Blick seiner grünen Augen fragend über sie hinweggleiten. *Er kann meinen Herzschlag hören*, machte Sorasa sich klar und kämpfte gegen die in ihr aufsteigende Scham an. Dann biss sie die Zähne zusammen und versuchte, ihren Herzschlag zu beruhigen. *Er kann meine Angst hören*.

Vierzig Falken werden nicht zögern, jemanden wie mich zu töten, auch wenn ich keine Amhara mehr bin. Ihre Kiefer verkrampften sich frustriert. *Auch wenn ich hier versuche, die Welt vor der totalen Zerstörung zu retten*.

Dann öffnete Dom den Mund und verjagte all ihre Ängste, um sie durch ein Gefühl der Peinlichkeit zu ersetzen.

»Wir sind die Gefährten, die letzte Hoffnung der Wacht«, rief er mit gezogenem Großschwert. Die gewaltige Klinge sah in Sorasas Augen noch immer einfach idiotisch aus. Sie zuckte zusammen, als seine stolze Stimme über die Wüste hinwegdonnerte. »Ihr werdet uns nicht im Weg stehen.«

Eine Woge der Belustigung ging durch die Reihen der Falken, und um ihre Augen herum bildeten sich erheiterte Fältchen.

Sorasa hätte dem Unsterblichen am liebsten einen Klaps versetzt. *Ist ihm nicht klar, wie lächerlich er sich anhört?*

»Ich bitte um Entschuldigung, aber ich weiß nicht, wer die Gefährten sind«, antwortete eine Stimme aus der Reihe der Reiter.

Sorasas Blick flog zu dem Mann hinüber, dem Anführer. Nichts unterschied ihn von den Übrigen, aber er hob die Hand und zog sich die Tücher vom Gesicht. Er war auf raue Weise gutaussehend, und seine etwa vierzig Jahre hatten ihn nicht sonderlich altern lassen. Auffällig waren seine ausladende Hakennase und der säuberlich gestutzte schwarze Bart mit grauen Strähnen. Sorasa bemerkte die Lachfältchen um seinen Mund, die ein Leben voller Lächeln tief in seine Züge eingegraben hatte. *Seltsam*

für einen Falken. Noch seltsamer für einen Falken ohne einen König, den es zu verteidigen gälte.

Der närrische Älteste ließ sich nicht beirren. Er stellte sich vor Corayne hin und verspernte den Reitern die Sicht auf sie. »Ich bin Domacridhan, ein Prinz von Iona ...«

Sorasas Ellbogen fand seine Rippen. Sie fühlten sich an wie Granit. »Überlasst mir das Reden, törichter Troll«, knurrte sie leise.

Immerhin nahm Dom die Beleidigung gelassen hin, und seine übliche Finstermiene zeigte sich nur flüchtig. *Entweder er gewöhnt sich allmählich an mich, oder er ist klug genug, nicht von vierzig Soldaten umringt einen Streit vom Zaun zu brechen.*

Charlie zischte irgendwo hinter ihnen, und die Angst schwang in seinen Worten mit. »Dann rede auch bitte sofort, Sorasa. Ich werde hier nicht einfach darauf warten, umgebracht zu werden.«

»Wenn sie uns umbringen wollten, wärest du bereits tot, Priester«, antwortete Siegel und streichelte träge ihre Axt.

Sorasa schenkte beiden keine Beachtung und konzentrierte ihren Blick auf den Anführer. Sie studierte sein Gesicht und versuchte vergebens, aus seinem Verhalten etwas herauszulesen.

»Die Falken haben geschworen, Amdirias an-Amsir zu beschützen, König von Ibal, Großfürst der Flotte, Beschützer der Shiran, Prinz des Salzes.« Sie ratterte die vielen Titel des Königs dieser Männer mühelos herunter. Dann wurde ihre Stimme schärfer. »Aber ich sehe ihn hier nicht. Welcher Wind bläst die Falken so weit weg von ihrem König?«

Ein Muskel zuckte in der Wange des Befehlshabers. Er erwiderte ihren Blick und verzog die Lippen zu einem mürrischen Ausdruck. Die Lachfältchen verschwanden. »Wer beauftragt eine Amhara, eine ganze Stadt niederzumetzeln?«

»Ihr glaubt, das sei ich gewesen?« Sorasa stieß eine Art Lachen aus und legte sich die Hand auf die Brust. »Ich fühle mich geschmeichelt, doch Ihr wisst selbst, dass das nicht die Art der Amhara ist. Galländische Soldaten hingegen ...« Ihre Stimme

wurde härter, und ihre Zähne schlugen aufeinander. »Sie legen aus Liebe zu ihrer Königin ganze Städte in Schutt und Asche.«

Der Anführer antwortete nicht; ihm standen weiterhin seine Zweifel ins Gesicht geschrieben.

Sorasa machte eine Kopfbewegung hin zu den Ruinen von Nezri. Ihre Kiefermuskeln verspannten sich. »Nur zu, schickt eine eurer Tauben in die Stadt. Überprüft die Leichen. Begutachtet die Rüstungen. Ihr werdet überall in der Oase galländische Löwen finden. Und seid auf der Hut vor den Seeschlangen. Ich bin mir nicht sicher, ob wir sie alle getötet haben«, fügte Sorasa hinzu.

Der Anführer der Reiter zuckte mit keiner Wimper. Höhnte und lachte nicht, noch tat er ihre Worte geringschätzig ab. Er blinzelte nicht einmal.

Corayne regte sich hinter dem Käfig von Doms und Andrys Schutz. Sie scheuchte die beiden mit einem Wink aus dem Weg, bevor sie sie hätten aufhalten können, und trat in das grelle Licht hinaus. Dann hob sie die Hand, um sie schützend über ihre Augen zu legen. Ihre Handfläche war noch immer eine einzige offene Wunde, rot von Blut.

Die Tochter der Piratin schaute zu den Falken hinüber und studierte sie, als betrachtete sie eine Landkarte oder ein Wachsiegel.

»Diese Nachricht scheint Euch nicht zu schrecken, Herr«, versetzte Corayne mit scharfer Stimme.

Sorasa konnte das Gefühl in ihrer Brust nicht recht benennen, aber sie überlegte, dass es sich dabei vielleicht um so etwas wie Stolz handelte.

»Man hat Euch bereits darüber in Kenntnis gesetzt, was Ihr hier zu erwarten habt«, setzte Corayne nach und trat noch einen weiteren Schritt nach vorn. Sand rieselte um ihre abgetragenen Stiefel.

Die Falken richteten ihre Blicke auf sie. Sie machte sie unruhig. Die Spindelklinge auf ihrem Rücken verlieh Corayne ein seltsames Äußeres, voller Widersprüche. Ein halbwüchsiges

Mädchen war keine Kriegerin, sie jedoch trug das Schwert eines Kriegers und stand so aufrecht und hochgereckt da wie jeder König der Welt.

»Ungeheuer aus einer anderen Welt.« Ihre Stimme wurde kräftiger. »Eine aufgerissene Spindel.«

Die Falken waren in erster Linie Soldaten, bekannt für ihre Körperkraft und ihre treue Ergebenheit. Nicht für ihr politisches Fingerspitzengefühl oder ein feinfühliges Wesen. Ohne seine Gesichtsbedeckungen war es leicht, in den Augen des Befehlshabers zu lesen. Die Wahrheit von Coraynes Worten spiegelte sich in ihnen.

»Und eine junge Frau, die die Welt retten kann. Oder ihr ein Ende bereiten«, setzte der Anführer der Reiter abschließend hinzu.

Ungeachtet all dessen, was sie getan hatten, und all dessen, was noch zu tun vor ihnen lag, verspürte Sorasa Sarn einen Hauch von Erleichterung. *Was immer diese Reiter hierhergeführt hat, es ist nicht das Säen von Tod. Zumindest nicht, was Corayne angeht.*

Das Gefühl war nicht von Dauer.

Der Anführer gab seinem Pferd die Sporen und ließ es in den Kreis hineinraben. Corayne war immer noch in sicherer Entfernung, aber er war nun doch nahe genug, um Dom und Andry nervös zu machen. Beide traten sie wieder neben sie, finster entschlossen wie immer. Diesmal winkte Corayne sie nicht weg.

»Ich werde Corayne an-Amarat in Gewahrsam nehmen«, verkündete der Befehlshaber der Reiter.

Innerlich stöhnte Sorasa.

Dom hob sein Schwert, auf dem sich grell das Licht der Sonne spiegelte. »Ihr könnt es ja versuchen.«

Der Anführer ließ sich nicht beirren und bewegte sich nicht von der Stelle. Vorerst gab er sich damit zufrieden, im Sattel sitzen zu bleiben. *Er und seine Männer sind in der Überzahl, selbst Dom mit eingerechnet. Er hat keinen Grund, uns zu fürchten.*

Sorasa bewegte die Hände keinen Zentimeter, aber ihre Ge-

danken gingen zu ihrem Dolch und ihrem Schwert hin, auf der Suche nach Möglichkeiten und Gelegenheiten. Sie fand nichts dergleichen.

Corayne legte den Kopf in den Nacken, hielt ihre goldene Haut ins Sonnenlicht. Hier in der Wüste war ihre Ähnlichkeit mit ihrem Onkel weniger auffällig, doch da waren noch immer ihre schwarzen Augen, dunkler als jeder Umhang, alles verschlingend wie die Nacht. Sie bedachte den Anführer der Reiter mit einem grimmigen Blick.

»Ihr kennt meinen Namen, Herr«, knurrte sie. »Da wäre es nur angemessen, mir auch Euren mitzuteilen.«

Wieder verspürte Sorasa dieses unvertraute Aufflackern von Stolz.

Der Offizier blinzelte und richtete sich in seinem Sattel auf wie ein Vogel, der sein Gefieder spreizt. Für einen langen Moment schweig er und fasste aufs Neue Corayne ins Auge, musterte ihr Schwert, ihre abgetretenen Stiefel, die Flecken von Blut und Dreck, die ihre Kleidung über und über besudelten. Dann richtete er seine Aufmerksamkeit auf ihre seltsamen Gefährten, hinter ihr geeint, aber so unterschiedlich wie Wölfe und Adler.

Sorasa rechnete schon halb damit, dass Dom noch einmal etwas Dummes sagen würde, aber ausnahmsweise hielt er seinen Unsterblichenmund geschlossen.

»Ich bin Hazid lin-Lira, Befehlshaber der *Marj-Saqirat*.«

Sorasa hielt ihre Miene ausdruckslos, aber ihre Kiefer verkrampften sich. *Der Befehlshaber der Falken der Krone, ihr Anführer, der erste Leibwächter des Königs von Ibal. Unsererwegen hierhergeschickt – Coraynes wegen.*

»Ihr Übrigen dürft sie natürlich gern begleiten«, fügte lin-Lira hinzu und ließ den Blick noch einmal über ihre seltsame Schar gleiten.

Sorasa hätte über die Absurdität seiner Bemerkung beinahe gelacht. »Und wenn wir uns weigern?«

Lin-Lira umklammerte seine Zügel mit beiden Fäusten. »Ich habe Befehle zu befolgen, Amhara.«

Corayne ließ sich den Mut nicht nehmen. Sie bedachte den ibaletischen Anführer mit einem finsternen Blick, so grimmig wie überhaupt möglich. »Wohin genau sollt ihr mich begleiten?«

Alle Falken salutierten einmütig, und ein jeder zeichnete sich einen Kreis auf die Stirn, dann einen Halbmond über die Brust, der einen Bogen von Schulter zu Schulter zog. Die Sonne und der Mond. Das Zeichen von Lasreen.

Das Zeichen ...

»Zu Ihrer Hoheit ohnegleichen, dem Auserwählten Lasreens«, verkündete lin-Lira mit seltsam brüchiger Stimme. »Dem Erben von Ibal.«

Ihnen wurden reitfertig ausgestattete Sandstuten zugeteilt, die die Falken in ihren hinteren Reihen mitgeführt hatten. Keine Karawane oder Kavallerie begab sich ohne Ersatzpferde in die Große Sandwüste, und es waren mehr als genug Pferde vorhanden. *Zumindest braucht sich niemand eines mit Valtik zu teilen*, dachte Sorasa, ein kleiner Trost im ansonsten weitestgehend verfluchten Leben der Gefährten. *Oder auch mit Charlie*. Der abtrünnige Priester hüpfte wie ein Sack Kartoffeln im Sattel auf und ab, und Sorasa empfand ein tiefes Mitgefühl mit der armen Sandstute, die ihn durch die Wüste tragen musste – wohin auch immer die Falken sie brachten.

Sorasa bemerkte, dass Coraynes erbittert feindselige Haltung dahinzuschwinden schien, als ihr Andry nun erneut in den Sattel half. Seine Jahre als Knappe hatten ihn gelehrt, schnell und geschickt zu Werke zu gehen, und er kümmerte sich mit der gleichen Sorgfalt um sie, mit der er sich um einen ruhmreichen galländischen Ritter gekümmert hätte. Corayne sah ihm schweigend zu, die Lippen zu einem dünnen Strich verzogen, und Sorasa konnte die Worte regelrecht vor sich sehen, die darum rangen, ihrer Kehle zu entschlüpfen.

Lass dich von deiner Angst leiten, hätte ihr Sorasa gern geraten, aber sie sagte kein Wort. Es war für sie an der Zeit, diesen Rat selbst zu beherzigen. Sie fürchtete die Falken, fürchtete

den Erben von Ibal, fürchtete sich vor dem, was jedes einzelne Mitglied des Hofes von Ibal einer Mörderin der Amhara antun mochte. Aber diese Angst war klein im Vergleich zu dem, was ihnen sonst noch alles bevorstand – und was schon hinter ihnen lag.

Das Fell ihres Pferdes glänzte schwarz wie Öl, seine Mähne war lang, als Schutz gegen Fliegen und die erbarmungslosen Strahlen der Sonne. Sie schob die Hand in das Haar der Mähne, griff fester hinein und ließ sich von dem Pferd Bodenhaftung geben.

Eine Spindel ist geschlossen. Wie viele andere noch blieben, von wie vielen anderen Taristan wusste, vermochte sie nicht zu sagen. Sorasa glaubte, dass nicht einmal Valtik das wusste, aber jetzt war nicht die Zeit, um danach zu fragen.

Die Falken hatten ihre Schwerter nicht gezogen, doch Sorasa fühlte sich trotzdem wie eine Gefangene. Sie formierten sich zu einer Kolonne, mit den Gefährten in der Mitte. Siegel und Sorasa ritten vor Corayne her, Andry und Dom hielten sich rechts und links von ihr, und Valtik und Charlie bildeten das Schlusslicht.

Lin-Lira ließ seine Zügel knallen, und seine Falken stürmten vorwärts und ihre Sandstuten mit ihnen.

Sorasa – und mit ihr auch allen anderen – blieb nichts anderes übrig, als ihnen zu folgen.

Von der schweigenden Eskorte der Leibwächter des Königs geleitet, zogen sie nach Südosten, während die Sonne am Himmel zu sinken begann. Lin-Lira gab ein strammes Tempo vor, zügig, aber nicht aufreibend schnell.

Dom hielt sich in Coraynes Nähe, wie eine ängstlich-nervöse Glucke wandte er keinen Moment lang den Blick von ihrem Rücken ab, bereit, sie aufzufangen, sollte sie vom Pferd fallen. Dass er sich so aufopferungsvoll um sie kümmerte wie ein Kindermädchen, beruhigte Sorasa ein wenig, so dass sie sich ganz dem vertrauten Rhythmus der geschmeidigen Gangart der Sandstute überlassen konnte.

Siegels Stimme durchdrang das stetige Getrommel der Huf-

schläge, zuerst völlig unverständlich. Die Sprache des Temurion war im Süden selten, und Sorasa musste sich konzentrieren, um die Worte zu entschlüsseln. Sie richtete den Blick nach links, hin zu der Kopfgeldjägerin, die neben ihr herritt.

Siegel beugte sich zu Sorasa vor und wiederholte ihre Worte, langsamer und leichter zu übersetzen. Ihre Muttersprache bot einen bequemen Schutz vor den anderen in ihrer Nähe.

»Was werden sie mit Corayne anstellen?«, zischte Siegel. »Was will der Erbe von Ibal von der Tochter einer Piratin?«

»Wir wissen alle, dass sie mehr ist als nur das«, antwortete Sorasa, deren eigenes Temurisch bestenfalls holprig und gebrochen war.

Sie schaute geradeaus, über die wogende Masse von Pferden hinweg, eine dahinfliegende Linie, die energisch den Sand aufwirbelte. Lin-Lira ritt an der Spitze der Kolonne, tief über den Hals seiner Stute geneigt.

»Ich mache mir keine Sorgen um Corayne, jedenfalls bisher noch nicht«, fügte Sorasa hinzu. »Die Falken erscheinen mir aufrichtig und ehrlich – aber warum reitet der Anführer für den Erben? Und nicht für den König, den zu beschützen er geschworen hat?«

Siegel runzelte die Stirn. »Zu viele Fragen, zu wenige Antworten. Ich vermisse die Tage guter, einfacher Auftragsarbeiten«, unterstrich sie. »Sich jemanden schnappen, ihn wegschleppen und die Belohnung einstreichen. Stattdessen verbrenne ich mir in deiner gottverlassenen Wüste das Gesicht, und ich stinke immer noch nach dem Kraken.«

Die Aussicht darauf, durch die Große Sandwüste zu reiten und den Rest ihrer Schar mitschleppen zu müssen, ließ Sorasas Haut kribbeln.

»Wir können ihnen entkommen«, sagte Siegel plötzlich und mit schärferer Stimme.

»Und wohin dann?«, knurrte Sorasa zur Antwort.

Siegel zuckte mit ihren breiten Schultern und machte eine Kopfbewegung über das umliegende Land hinweg.

Die Wüste erstreckte sich in nahezu alle Richtungen, und nur die kahlen roten Klippen der Marjeja und die grausamen Salzwellen der Langen See durchbrachen die Einöde der Sandwüste. Zwar waren die Pferde, die sie ritten, in gutem Zustand und hervorragende Rösser, doch ihre Satteltaschen trugen die Lastpferde. Selbst wenn sie den Falken irgendwie hätten entfliehen können, hätten sie auf Wochen ohne Nahrung, ohne Süßwasser und ohne Hilfe von außen auskommen müssen.

»Was flüstern die beiden da?«, brummte Dom hinter ihnen und blickte Corayne an.

»Ich spreche kein Temurisch«, erwiderte Corayne entnervt.

Siegel schenkte den beiden keine Beachtung. »Sie haben uns unsere Waffen behalten lassen. Meine Axt, Doms Schwert. Wir können ein Loch in die Reihen dieser Vögel hauen und verschwinden.«

Sorasa wünschte, das wäre wirklich möglich. Sie schüttelte den Kopf und krallte die Hände fester in die Mähne der Stute. »Vergiss die Falken. Wir befinden uns jetzt in den Klauen des Drachen.«

Nach dem mürrischen Blick zu urteilen, mit dem sich die Kopfgeldjägerin jetzt in ihren Sattel zurückfallen ließ, ging Sorasa davon aus, dass das noch nicht das Ende ihrer Auseinandersetzung war. Siegel würde nicht klein begeben, selbst wenn die Chancen noch so schlecht für sie standen. Die Temur waren geschickte Taktiker, die gelernt hatten, bis zum bitteren, ruhmreichen Ende zu kämpfen, was für sie zumeist den Sieg bedeutet.

Nicht heute, so viel wusste Sorasa.

Aber vielleicht morgen.

Sie ritten die ganze Nacht lang. Der Herbst war schon weit fortgeschritten, die Frühlingsblüten von Ibal lange verwelkt, aber Sorasa fing trotzdem den Kräuterduft von Wacholderbäumen auf, deren Wurzeln sich irgendwo an Wasser klammerten. Sorasas Muskeln schmerzten, und waren steif von den fallenden Temperaturen und den langen Stunden im Sattel ohne jede

Rast. Nach Sonnenaufgang, als die Sonne wieder am Himmel zu steigen begann und die Hitze zurückkehrte, stieß lin-Lira endlich einen Pfiff aus, das Signal zum Halten. Sowohl Corayne als auch Charlie fielen regelrecht von ihren Pferden und rutschten auf weichen Knien in den Sand. Sie lächelten sich schwach an.

»Zumindest bin ich nicht der Einzige, dem es so ergeht«, gluckste Charlie, während er sich mit Andrys Hilfe hochrappelte.

Corayne stand selbstständig wieder auf, staubte sich die Knie ab und bog und streckte die Finger, die von den vielen Stunden, über die hinweg sie die Zügel gehalten hatte, ganz krumm waren. Dom klebte weiter an ihrer Seite, und der lange Ritt schien ihm nichts ausgemacht zu haben. Er warf böse Blicke in alle Richtungen, als könnte er allein damit die Falken in die Flucht schlagen.

Die Falken saßen alle gleichzeitig ab, folgten lin-Liras Beispiel und führten ihre Pferde in den Schatten einer Düne. Innerhalb weniger Minuten hatten sie mit Seilen eine Koppel um die Sandstuten gespannt, damit sie nicht wegliefen. Sorasa sah zu, wie die Falken in flinker Einmütigkeit zusammenarbeiteten, um auch das übrige Lager scheinbar von einem Moment auf den nächsten aufzuschlagen. Sie wickelten Laken aus ihren Reisebündeln, einige so groß wie die Segel eines Schiffs, banden sie fest und schlugen Pflöcke in den Sand. Die nach der Seite hin offenen Zelte waren einfach, aber wirkungsvoll, eine schattenspendende Decke. Die Falken wussten, wie man die Große Sandwüste durchquerte, ohne den Tod zu erleiden. Sie würden während der schlimmsten Hitze schlafen und in den kühlen Stunden der Nacht ihren Ritt fortsetzen.

Sorasa hielt den Blick auf lin-Lira gerichtet, der seinerseits den Blick auf Corayne gerichtet hielt, seine dunklen Augen wie zwei spitze Speere. Er beobachtete sie nicht wie ein Raubtier, sondern eher wie ein Gelehrter, der versucht, eine Gleichung zu lösen. Er ließ sie keinen Moment lang aus den Augen und sah

nicht einmal zu Dom, Coraynes gewaltigem Kindermädchen in blutbefleckten Kleidern.

Nachdem sie ihr Pferd auf die Koppel geführt hatte, gesellte sich Sorasa wieder zu den Übrigen und suchte Schutz in Doms Schatten.

»Welchen Anblick wir nur bieten«, murmelte Sorasa zum hundertsten Mal.

Dom ragte mit wettergegerbter Miene über Corayne auf wie ein unbeugsamer Baum im Sturm.

Corayne grinste zu ihm hinauf, während sie ihren Schlafsack und ihren Umhang auf dem Boden ausbreitete. »Wollt Ihr den ganzen Tag lang so stehen bleiben?«

Dom schaffte es irgendwie, sich noch um einige weitere Zentimeter aufzurichten. »Solange wir von Feinden umringt sind, werde ich Euch nicht aus den Augen lassen.«

»Ihr könnt meilenweit sehen, Ältester. Lasst ihr zumindest ein wenig Raum zum Atmen«, mahnte Sorasa und scheuchte ihn mit einem Wischen der Hand weg.

Andry und Dom nickten beide. »Wir sollten eine eigene Wache aufstellen«, erklärte Andry energisch und setzte sich auf seinen Umhang. Dann zog er seine langen Beine an und bettete die Arme auf die Knie. »Ich kann den Anfang machen.«

»Danach komme ich«, donnerte Siegel und legte ihre Axt neben Corayne ab.

Charlie schnaubte nur zur Antwort, in seinen Mantel gewickelt wie eine Teigschnecke.

»Dann werde ich wohl die letzte Wache übernehmen«, erbot sich Dom. Er stand immer noch starr aufgerichtet da. Die anderen nickten, aber Sorasa wusste, dass der Älteste ohnehin überhaupt nicht schlafen würde. Er würde über all die langen, brennend heißen Stunden hinweg Wache halten.

Sie wünschte, sie hätte das Gleiche tun können, doch sie spürte, wie ihr die Erschöpfung in die Glieder kroch und sich zu ihrem Kopf hin vorarbeitete. Erneut warf sie einen Blick zu lin-Lira hinüber. Er starrte nach wie vor zu ihnen her. Diesmal

bemerkte Corayne seinen unverwandten Blick ebenfalls. Sie verzog die Mundwinkel zu einer verdrießlichen Miene.

»Er weiß weder, warum er nach dir ausgeschickt wurde, noch, was der Erbe will«, murmelte Sorasa und beugte sich vor, um Corayne ins Ohr zu flüstern: »Es hat keinen Sinn, ihn jetzt danach zu fragen.«

»Ich bin für einen solchen Versuch ohnehin zu müde«, flüsterte Corayne zurück. Ihr fielen die Lider zu, noch während sie ihren Umhang als Bett unter sich ausbreitete.

»Das bezweifele ich«, gab Sorasa zurück. »Deine Neugier ist so endlos wie der Horizont.«

Corayne errötete – eher stolz als reumütig – und zog sich den Umhang bis zum Kinn hoch.

Sorasa hätte gern das Gleiche getan und die Hitze des Tages verschlafen. Stattdessen richtete sie den Blick zum sandigen Hang über dem Lager hinauf. Sechs Falken schauten aus dem Schatten der Düne herab und behielten jeden einzelnen von ihnen beständig im Auge. Ihre Blicke brannten sich regelrecht in Sorasa hinein.

Siegel schaute finster zu den Wächtern der Falken hinauf, ohne auch nur zu blinzeln. Die Frustration der Frau aus dem Temurijon war so offensichtlich, dass sie wie Rauch in der Luft zu liegen schien.

»Jeder Meter, den wir mit ihnen reiten, entfernt uns weiter davon, dem allen ein Ende zu machen«, sagte sie ergrimmt.

Sorasa seufzte erschöpft. »Und wie genau sollen wir dem allen ein Ende machen?«

»Die nächste Spindel«, erwiderte Siegel und zuckte die Schultern, als sei das doch ganz offensichtlich.

»Und wo ist die?«, fragte Sorasa zurück.

Siegels Blick wurde nur noch finsterner, und sie deutete mit dem Kinn weg von den Zelten. »Frag die Hexe.«

Am Rand des kreisförmigen Schattens zeichnete Valtik mit ihren nackten Zehen Wirbel in den heißen Sand und sang dabei mit leiser Stimme in unverständlichem Jüti vor sich hin.

»Was sagt sie da?«, erkundigte sich Siegel und legte den Kopf schief.

Sorasa winkte ab. »Das will ich gar nicht wissen.«

»Er hat den Erben *Lasreens Auserwählten* genannt.« Siegel spie den Namen der Göttin mit einem Zischen aus, nicht aus Respektlosigkeit, sondern aus Angst.

»Er ist von königlichem Geblüt und wurde zur Stimme einer Göttin erkoren«, erklärte Sorasa in nüchtern-sachlichem Tonfall. Die Meuchlerin schickte sich an, sich ihr eigenes Bettlager zu bereiten, einige Meter entfernt, aber immer noch innerhalb der kühlen Grenzen des Schattens.

Natürlich horchte Corayne auf ihrem improvisierten Bett sogleich auf. Sie kämpfte gegen ihre Erschöpfung an, war immer noch hellwach und hörte aufmerksam zu. »Und was bedeutet das?«

»Lasreen ist die Göttin vieler Dinge«, antwortete Sorasa mit einem Seufzen und rollte mit geübter Präzision ihren Umhang unter sich aus. »In Ibal gilt sie als die Heiligste im Pantheon der Götter. Verkörpert sowohl die Sonne als auch den Mond. Wird als Lebensspenderin verehrt.«

»Sie ist außerdem die Göttin des Todes«, raunte Siegel und verschränkte ihre muskulösen Unterarme vor der Brust. Als könne sie sich so vor Lasreen persönlich schützen. Aber es gab keine Mauer, über die die Göttin nicht klettern konnte, keine Festung, die sie nicht zu erobern vermochte. Niemand entkam der gesegneten Lasreen.

Womöglich wird nicht einmal die Wacht selbst ihrer Hand entgehen.

Sorasa stieß ein verächtliches Lachen aus. »Das ist mir vollauf bewusst. Leben und Tod sind zwei Seiten derselben Medaille.«

»Also werden wir gerade zu einem Kult verschleppt, der dem Tod huldigt«, brummte Dom. Seine smaragdgrünen Augen wurden ganz schwarz.

»Lasreens Auserwählter huldigt dem Leben ebenso wie dem Tod, dem Licht ebenso wie der Finsternis«, antwortete Sorasa.

»Ob der Erbe versuchen wird, uns umzubringen?«, erkundigte sich Corayne mit einem herzhaften Gähnen. Trotz der Kapuze, die sie den ganzen Tag über getragen hatte, hatte sich die Röte eines Sonnenbrands über ihre Wangen und ihre Nase ausgebreitet.

Stirnrunzelnd schüttelte Sorasa den Kopf. »Wie gesagt, in diesem Fall wären wir bereits tot, Corayne. Und du solltest jetzt schlafen. Du magst durchaus noch immer genug Energie für dein unablässiges Gefrage haben, ich jedoch nicht.«

An ihrer Seite kicherte Andry in seine Hand hinein. Selbst Doms Lippen zuckten und drohten sich aus seiner üblichen Miene der Verdrossenheit zu befreien.

Corayne richtete sich auf ihrem Lager auf und blinzelte heftig. »Bevor Ihr nach Lemarta gekommen seid, bevor Ihr und Dom mich gefunden habt, habe ich Käufer für alles an Land gezogen, was meine Mutter geschmuggelt oder gestohlen hat. Eine der letzten Ladungen, die ich verschifft habe, war eine Kiste voller jütischer Felle. Bestimmt für den königlichen Hof von Ibal. Ich fand es seltsam, dass ein Wüstenkönig Wolfspelze kauft, aber er hat gut bezahlt, daher habe ich es nicht weiter hinterfragt. Jetzt jedoch ...« Eine plötzliche Erleuchtung blitzte in ihren Augen auf. »Der König von Ibal hält sich schon monatelang in den Bergen der Gesegneten auf, und er hat die Absicht, lange Zeit dort zu bleiben.«

Ein Frösteln überlief Sorasa, und die Wüstenluft kühlte ihre Haut. Sie versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen, versuchte, die verstreuten Bruchstücke von Erinnerungen zusammenzusetzen. Sie waren erst wenige Monate alt, aber jetzt schienen ihr diese Tage bereits in ferner Vergangenheit zu liegen.

»Ich habe Gerüchte gehört, dass die königliche Familie die Zitadelle des Königshofs in Qaliram sehr frühzeitig verlassen hätte, aber ...«

Corayne nickte. »Ihr habt Euch nichts dabei gedacht. Einfach die seltsam absurden Verhaltensweisen von Adligen und Königen. Mir erging es ebenso.«

»Zimore liegt weit im Süden, eine Reise von vielen Wochen durch unwirtliches Gelände«, sagte Siegel, und ihre Stimme war ein Fluchen. Zimore war der Name des Sommerpalastes in den Bergen im Süden. Die Kopfgeldjägerin stand auf und ging auf und ab, so dass ihre schweren Stiefel Furchen durch den Boden zogen. Erneut warf sie einen finsternen Blick nach oben zu den Wächtern in den Dünen. »Durch die Wüste hindurch ins Quellgebiet des Ziron hinauf und bis in die Berge hinein ...«

Sorasa biss mit wachsender Frustration die Zähne zusammen. »Danke, Siegel. Ich bin selbst schon dort gewesen.«

Corayne öffnete den Mund für ein weiteres beharrliches Verhör, aber Sorasa brachte sie mit einem zornigen Blick zum Schweigen. Sie erinnerte sich an den Palast, wenn auch nur verschwommen.

Einer meiner ersten Auftragsmorde. Ich habe nicht einmal in seine Mauern eindringen müssen. Das war nicht nötig. Er war nur ein tollpatschiger Junge, der gern in den Hügeln Schafe jagte. Der Mord war schnell und einfach und vielleicht sogar unvermeidlich. Es gab so viele steil abfallende Felswände, eine Gefahr für jeden unerschrockenen Prinzen.

»Mitglieder von Königshäusern sind seltsam«, schaltete sich Andry in das Gespräch ein und zuckte seine mageren Schultern. »Wie Corayne schon gesagt hat, sie haben eben seltsam absurde Verhaltensweisen.«

Corayne reagierte mit einem eigenen Schulterzucken und schlang die Arme um ihre Knie. Die Spindelklinge lag in ihrer Scheide neben ihr, halb in ihren Mantel eingewickelt. Ausnahmsweise einmal sah das Mädchen so jung aus, wie es wirklich war. Klein und bescheiden. Ein Kind unter Wölfen. Nach den Erlebnissen in Nezri, dem Kampf mit dem Kraken und dem Schließen der Spindel wusste Sorasa es besser.

Die Meuchlerin biss die Zähne zusammen, und ihre Gedanken überschlugen sich. »In der Saison ist Zimore eine Zuflucht vor dem brennend heißen Sommer von Ibal. Jedes Jahr fahren die Mitglieder der ibaletischen Königsfamilie per Schiff den

Fluss hinauf nach Süden und tauschen ihre schattigen Zitadeln und parfümduftenden Lagunen gegen die Berge ein. Aber die Winter dort sind brutal. Meterhoher Schnee. Stürme toben über die Felshänge. Selbst Frühling und Herbst sind gefährlich.« *Nicht einmal das hirnloseste Balg der königlichen Familie würde aus einer bloßen Laune heraus nach Zimore übersiedeln. Und ganz bestimmt nicht der König von Ibal.* »Es ist kein Ort für einen alternden König und die vielen Zweige seines gesegneten Familienbaums.«

Aber jetzt, da die Spindeln aufgerissen worden waren und Taristan vom alten Cor danach trachtete, die Wacht zu zerstören, um sie sich zu unterwerfen, fragte sich Sorasa: *Hat der König womöglich schon vor mir gewusst, dass etwas nicht stimmt? Noch vor Corayne? Sogar noch vor Dom?*

»Aber sie sind schon vor Monaten aufgebrochen, bevor das alles angefangen hat«, wandte Andry ein. Seine dunklen Brauen zogen sich verwirrt zusammen. Nach mehreren Tagen in der Wüste hatte er nun jede Menge neuer Sommersprossen, wie dunkle Sterne auf dem Himmel einer warmen braunen Haut.

»Und wann genau hat *das alles* angefangen?«, versetzte Sorasa und warf einen Blick zu dem Ältesten hinauf, der über ihnen auffragte.

Dom erwiderte ihren Blick schweigend, seine Lippen so fest zusammengedrückt, dass sie schon gar nicht mehr sichtbar waren. Es war nie schwierig, sein Mienenspiel zu deuten, denn er war allen Emotionen allzu entrückt, um zu wissen, wie man sie verbarg. Sorasa sah Zweifel in ihm, so deutlich wie der leere blaue Himmel.

»Als das Schwert gestohlen wurde«, schlug Corayne vor. »Irgendwie hat mein Onkel es an den Wachen der Unsterblichen von Iona vorbei und hinein in ihre Gewölbe geschafft. Er hat sich seine eigene Spindelklinge geholt und sich darangemacht, die Welt in Stücke zu reißen.«

Die Meuchelmörderin senkte keinen Moment lang den Blick, und ihre Tigeraugen begegneten smaragdfarbenen, die schwarz

